



Integrationspotential und Nachhaltigkeit interkultureller Gärten in Deutschland

Bachelor thesis

Gisela Posch

Hochschule Fulda



Monika Alisch (Erstprüferin)

Heike Hermann (Zweitprüferin)

Minden, Dezember 2011

Inhaltsverzeichnis

1. Einführung.....	4
1.1. Thema und Fragestellung	4
1.2. Überblick	4
2. Interkulturelle Gärten“	4
2.1. Grundsätzliches	4
2.2. Die Entstehung „Interkultureller Gärten“ in Deutschland.....	5
3. Migration und Integration in Deutschland	6
3.1. Geschichtlicher Überblick	6
3.2. Anpassungsprobleme.....	7
3.3. Migranten-Selbstorganisationen	8
4. Wichtige Begriffe im Zusammenhang mit Integration	8
4.1. Identität.....	8
4.1. Toleranz	9
4.2. Kultur.....	10
4.3. Interkulturell, Multikulturell, Transkulturell	11
4.4. Assimilation, Integration, Inklusion	12
4.5. Segregation	14
4.6. Zusammenfassung	15
5. Erwartungshaltungen und erhoffter Nutzen interkultureller Gartenprojekte	15
5.1. Sozialer Gewinn	15
5.2. Gesundheitlicher Gewinn	16
5.3. Interkulturelle Gärten als therapeutische Stätten.....	17
5.4. Ethische Motive für die Errichtung interkultureller Gärten	18
5.5. Pädagogische Ziele an interkulturellen Gärten.....	18
5.6. Interkulturelle Gärten als Faktor der Raumplanung	19
5.7. Interkulturelle Gärten als ökologischer Beitrag.....	20
5.8. Ziele und Erwartungen bestimmter Personengruppen.....	20
5.8.1. Interessen der InitiatorInnen interkultureller Gärten.....	20
5.8.2. Wünsche und Ziele der TeilnehmerInnen	21
5.8.3. Erwartungen der Anrainer und Nachbarn	22
5.8.4. Das Interesse der Wirtschaftstreibenden	22
5.9. Erwartungen der Kommunen von interkulturellen Gärten	23
5.10. Interessen staatlicher Stellen.....	23

5.11.	Interkulturelle Gärten aus Sicht der Medien	24
5.12.	Das Interesse der wissenschaftliche Forschung an interkulturellen Gärten.....	24
5.13.	Politisches Interesse an interkulturellen Gärten.....	25
6.	Die Integrationsleistung interkultureller Gärten	26
6.1.	Hilfe zur Selbsthilfe.....	26
6.2.	Integration durch Empowerment	26
6.3.	Gemeinschaftsbildung an interkulturellen Gärten	27
6.4.	Integration durch Engagement.....	28
6.5.	Bildungsarbeit an interkulturellen Gärten	29
6.6.	Subsistenz und Integration.....	30
6.7.	Integration durch Organisationstätigkeit	30
6.8.	Die Produktion von Selbstwert als Hilfe zur Integration	31
6.9.	Integration und Religion an interkulturellen Gärten.....	32
6.10.	Kommunikation an interkulturellen Gärten	33
6.11.	Integration an interkulturellen Gärten durch Vernetzung	34
6.12.	Kinder und Jugendliche an interkulturellen Gärten	34
6.13.	Integration durch Konfliktbewältigung.....	36
7.	Negative Erfahrungen und Schwierigkeiten an interkulturellen Gartenprojekten	37
7.1.	Interne Konflikte.....	38
7.1.1.	Besondere Belastungen der TeilnehmerInnen.....	38
7.1.2.	Schwierigkeiten in den Anfangsphasen des Projekts	39
7.1.3.	Die Auswirkungen interkultureller Wandlung in den Familien.....	39
7.1.4.	Störungen in der Beziehung zwischen OrganisatorInnen und TeilnehmerInnen	40
7.1.5.	Verständigungsprobleme zwischen MigrantInnen und Deutschen	40
7.1.6.	Gruppenbildung innerhalb interkultureller Gärten.....	42
7.1.7.	Mangelnde Beteiligung an der Verantwortung	43
7.1.8.	Ehrenamt und bürgerschaftliches Engagement als ungleich verteilte Aufgaben	44
7.2.	Externe Konflikte	45
7.2.1.	Konflikte mit der Bevölkerung im Stadtteil	46
7.2.2.	Schwierigkeiten im Umgang mit Ämtern und Kommunen.....	46
7.2.3.	Konflikte mit Wirtschafttreibenden.....	48
7.3.	Nachhaltigkeitsprobleme interkultureller Gartenprojekte	48
8.	Lösungsansätze.....	50
9.	Fazit.....	52
	Literatur	55

1. Einführung

1.1. Thema und Fragestellung

Die vorliegende Arbeit widmet sich Fragestellungen rund um Integrationsprozesse an „interkulturellen Gärten“ in Deutschland, die ich zunächst kurz vorstellen und im Kontext der gesellschaftlich brisanten Migrationsthematik und ihrer möglichen Instrumentalisierung einordnen möchte. Auf der Grundlage wissenschaftlicher Untersuchungen und eigener Erfahrung als Mitbegründerin eines „interkulturellen Gartens“, sowie auch als „Migrantin“ (als Österreicherin in Deutschland), sollen die Ansprüche und Erwartungen verschiedener Akteure, aber auch einige Schwierigkeiten und Hindernisse beleuchtet werden, die das Erreichen bestimmter Ziele erschweren oder auch verhindern. Gezeigt werden soll, unter welchen Bedingungen Integrationsprozesse an interkulturellen Gärten stattfinden und, wie deren Nachhaltigkeit erhöht werden kann.

1.2. Überblick

Nach einer kurzen Vorstellung der „interkulturellen Gärten“ wird zunächst das Thema „Integration und Migration“ aus deutscher Sicht beschrieben und einige wichtige Begriffe näher definiert. Anschließend werden die Erwartungen dargestellt, die von unterschiedlicher Seite aus verschiedenen Gründen an interkulturelle Gartenprojekte gerichtet sind. Nach einer Beschreibung der integrativen Leistungen interkultureller Gärten wird näher auf die Schwierigkeiten eingegangen, die sich aus der praktischen Tätigkeit ergeben und auf einige Lösungsansätze hingewiesen.

2. Interkulturelle Gärten“

2.1. Grundsätzliches

Unter „Interkulturellen Gärten“ versteht man heute im deutschen Sprachraum Gemeinschaftsgärten im öffentlichen oder halb-öffentlichen Raum, die vor allem Menschen mit Migrationshintergrund zur Verfügung gestellt werden, um mit Hilfe sinnstiftender, praktischer Tätigkeit ein höheres Niveau an sozialer Integration im Aufnahmeland zu erreichen. Sie werden als therapeutische Stätten genutzt – etwa zur Bearbeitung seelischer Erkrankungen traumatisierter

Flüchtlinge -, als Bildungsstätte für Gartenbau, Ökologie und internationale Begegnung, als Zufluchtsort aus der Isolation urbaner Armut in der Fremde und als praktisches Experimentierfeld für transnationale, demokratisch organisierte Kreativität, sowie zur Selbstversorgung mit gärtnerischen Produkten.

In unterschiedlicher Größe und Ausprägung entstehen - mit unterschiedlichen Namen - interkulturelle Gartenprojekte schon seit etwa 30 Jahren in vielen großen Metropolen der Welt und entwickeln zunehmend Modellcharakter für urbane Zukunftsvisionen (vgl. Müller 2009, 3).

2.2. Die Entstehung „Interkultureller Gärten“ in Deutschland

Über den Ursprung der „interkulturellen Gärten“ wird unterschiedlich berichtet, je nach spezifischer Definition und Forschungsschwerpunkt. Als Gemeinschaftsgärten mit zusätzlicher integrativen Funktion (nicht gezielt an MigrantInnen als TeilnehmerInnen gerichtet) werden vor allem Projekte in New York, Detroit und Rio de Janeiro als Vorgänger der heute im deutschsprachigen Raum bekannten „interkulturellen Gärten“ beschrieben. Während die Entwicklung im gesamteuropäischen Raum (womöglich aus sprachlichen Gründen) noch wenig erforscht zu sein scheint, ist die Entstehung der „interkulturellen Gärten“ in Deutschland, Österreich und der Schweiz gut dokumentiert. 2002 veröffentlichte die Soziologin Christa Müller unter dem Titel „Wurzeln schlagen in der Fremde“ einen Bericht über die „internationalen Gärten“ in Göttingen und deren erfolgreiches Konzept einer Kombination von produktiver Freizeitbeschäftigung, Gemeinschaftserleben, ökologischer Bildung und politischer Selbsterfahrung (vgl. Müller 2002). Dieses inzwischen mehrfach preisgekrönte Projekt geht auf die Initiative einer Sozialarbeiterin 1995 im Frauencafé des Göttinger Beratungszentrums für Flüchtlinge zurück, die von bosnischen Frauen auf ihre Frage, was sie in Deutschland am meisten vermissten, die Antwort bekam: „Unsere Gärten!“ und dies als Handlungsauftrag an das Migrationszentrum interpretierte. Ein erstes Grundstück wurde gesucht und gefunden, ein Pachtvertrag unterschrieben, das Konzept eines niedrig-schweligen Angebots für Flüchtlinge und „Zuwanderer mit gesichertem Aufenthaltsstatus“ entwickelt, gemeinsam mit Gärtnerinnen und Gärtnern aus sieben Nationen umgesetzt (vgl. Müller 2002, 16).

Aus einem „begnadeten“ Anfang entstand bald ein Konzept, das eine große Nachfrage erfährt und an vielen Orten Deutschlands kreativ kopiert wird. Trotz Finanzkrise sind viele Kommunen bereit, die Entstehung Interkultureller Gärten zu fördern, weil sie erfolgreiche Integrationsarbeit zu gewährleisten scheinen (vgl. Peter 2005, 91).

Erste Vernetzungstreffen der Interkulturellen Gärten im November 2002 machten deutlich, dass großer Bedarf an Wissens- und Erfahrungsaustausch, Koordination und Dienstleistungen

wie Fundraising, Fortbildung und Kommunikation in die Öffentlichkeit bestand (vgl. Müller 2004, 101). Seit 2003 übernimmt die „Stiftung Interkultur“, ein Projekt der Münchner Stiftungsgemeinschaft „anstiftung und ertomis“, die Aufgabe einer bundesweiten Koordinierungsstelle für Interkulturelle Gärten. Sie hat ein Netzwerk für Interkulturelle Gärten ins Leben gerufen, das dem Erfahrungs- und Wissensaustausch dient, steht GarteninitiatorInnen beratend zur Seite und trägt das Konzept der Interkulturellen Gärten durch Publikationen an die Öffentlichkeit“ (vgl. Schrack 2009, 4). In Österreich werden die mehr als 15 Interkulturellen Gärten durch das „Netzwerk Gartenpolylog“ koordiniert (www.gartenpolylog.org). Die beiden Institutionen stehen in Verbindung mit weiteren Organisationen interkultureller Gartenprojekte in den USA, Frankreich, Bosnien, Irland und anderen Ländern (vgl. Nosetti 2009 4). So wurden etwa die Internationalen Gärten Göttingen im Frühjahr 2007 von der Sustainable Development Commission der Stadt London (LSDC) als eines von acht international recherchierten Beispielprojekten ausgewählt, um die zukünftige Gestaltung der Stadtpolitik zu inspirieren (vgl. Müller 2009, 3).

Abhängig von unterschiedlichen Ausgangsbedingungen, systemischen, menschlichen und (lokal-)politischen Voraussetzungen, kann das Konzept der interkulturellen Gärten als sinnvoll abgesteckter Rahmen betrachtet und angewandt werden. Seinem Wesen nach liegt ihm aber keine minutiös durchgeplante und methodisch aufbereitete Didaktik zugrunde, die überall in gleicher Weise zur Anwendung gebracht wird (vgl. Peter 2005, 73-74).

3. Migration und Integration in Deutschland

3.1. Geschichtlicher Überblick

Migration, unterschiedlicher Art – aufgrund von Kriegen, Hungersnöten, Vertreibungen - fand in Europa im Verlauf der Jahrhunderte immer wieder statt. Relevant für heute aktuelle Assimilierungsprobleme in Deutschland sind die Einwanderer der wirtschaftlichen Wachstumszeiten nach dem zweiten Weltkrieg und danach.

In den 1950er und 1960er Jahren bestand ein Nachfrageüberhang nach Arbeitskräften in der Landwirtschaft und im industriellen Sektor, der durch den Import ausländischer Arbeitnehmer ausgeglichen werden sollte. Wie Max Frisch es formulierte, wurden *Arbeitskräfte gerufen, und Menschen kamen* (vgl. Hunger 2002, 2). Am 22. Dezember 1955 wurde das erste Anwerbeabkommen mit Italien geschlossen. Auf Grundlage der Anforderungen einzelner deutscher Betriebe wurden ihnen italienische Arbeiter je nach Eignung zugewiesen (vgl. Finkelstein

2006, 14). Dieses Abkommen diente anschließend als Muster für die folgenden Verträge mit Spanien und Griechenland (1960), der Türkei (1961), Marokko (1963), Portugal (1964) und Tunesien (1965).

Bereits 1964 wurde der millionste „Gastarbeiter“ mit Geschenken und viel Applaus vom Bahnhof abgeholt. Abrupt änderte sich die begeisterte Stimmung gegenüber den Neuankömmlingen mit der 1966 eintretenden Rezession. Als sich 1968 ein Ende der schnell überwundenen wirtschaftlichen Krise abzeichnete, wurde ein letztes Anwerbeabkommen mit Jugoslawien unterzeichnet. Ende der sechziger Jahre dachten weder die Arbeitgeber noch die sie unterstützenden Politiker an einen Daueraufenthalt der arbeitenden Gäste. Sie wurden von den Unternehmern als Mobilitätsreserve betrachtet (vgl. Finkelstein 2006, 15).

Einen neuen Höhepunkt fanden die Zuwanderungszahlen durch die vielen Zuzüge nach dem Fall des Eisernen Vorhangs und aufgrund der Bürgerkriegsflüchtlinge aus dem ehemaligen Jugoslawien 1995, gehen seither aber stetig wieder zurück (vgl. Schrack 2009, 7).

Zum Jahresende 2007 waren also von den 82,2 Millionen Einwohnern Deutschlands 7,2 Millionen Ausländer, das entspricht knapp 9 %. Davon stammte 2006 etwa jeder vierte aus einem Mitgliedsland der Europäischen Union. Staatsangehörige aus der Türkei bildeten 2007 die größte Gruppe der ausländischen Wohnbevölkerung, gefolgt von Italienern und Polen (vgl. ebd.).

3.2. Anpassungsprobleme

Die heute in Deutschland lebenden MigrantInnen sind eine heterogene Gruppe mit unterschiedlichen Lebensweisen. Die Emigration bedeutet für sie alle zunächst existenzielle Unsicherheit und Orientierungsverlust. Erzwungene Emigration führt dabei zu stärkerer Entwurzelung und Heimatlosigkeit als eine freiwillige Entscheidung zur Auswanderung. Auf jeden Fall gestaltet sich der Migrationsvorgang als komplizierter, langandauernder Prozess, mit dessen Folgen sich die Menschen ihr Leben lang auseinanderzusetzen haben (vgl. Brenner 2008, 27). Doch auch für die Bewohner des Aufnahmelandes stellen die Einwanderer zunächst eine Störung dar, die als bedrohlich empfunden werden kann. „Die Begegnung mit dem Fremden bedeutet immer Krise, denn der Fremde bringt durch seine bloße Präsenz das Bestehende in Bewegung“ (Peter 2005, 30).

Im Gegensatz zur bekannten „melting pot“-Ideologie der Einwanderation USA wird in Deutschland von vielen das Postulat der *Assimilation der Fremden* aufrechterhalten und die defensive Anrufung einer nationalen *Leitkultur* betrieben, während andere eine plurale Gesellschaft einfordern, in der Interkulturalität Norm sein darf (vgl. Müller/Werner 2006, 4).

Wo misslingende strukturelle Assimilation zur deutlichen Benachteiligung der ausländischen Bevölkerung auf dem Arbeitsmarkt und im Bildungsbereich führt, reagieren Betroffene zunehmend mit sozialer und emotionaler Segmentation oder gar mit der Ausbildung ethno-religiöser „Sub-Nationen“ (vgl. Esser 2001, 5).

Problematisch erscheint hier eine wachsende Zahl von Menschen – insbesondere auch Jugendliche -, die sich nicht gebraucht fühlen, wenig Wertschätzung erfahren und sich auch selbst tendenziell gering schätzen (vgl. Müller 2009, 1).

3.3.Migranten-Selbstorganisationen

Da die Einwanderer im Deutschland der 1950er bis 70er Jahre als *Gast-Arbeiter* kamen (und nur selten die Absicht hatten, zu bleiben), bildeten sich die ersten eigenen Organisationen in Form von „*Arbeitervereinen*“ als Begegnungszentren für die Landsleute nach Feierabend. Deutsche Gewerkschaften bemühten sich nach der Durchsetzung des allgemeinen arbeits-, sozial- und tarifrechtlichen Gleichheitsgrundsatzes von Deutschen und Ausländern auch um deren Einbindung in die Gewerkschaftsorganisation. Daneben wurden Vereine gegründet, die sich konkret der Lebenshilfe ihrer Bevölkerungsgruppen in Deutschland widmeten. Aber auch die Bereitstellung religiöser Angebote entwickelte sich aus dem Bedürfnis vieler Zuwanderer, Gottesdienste und religiöse Akte in der eigenen Sprache durchführen zu können oder wurde notwendig, weil die meisten der aus der Türkei, Marokko und Tunesien zugewanderten Menschen Muslime waren und es in Deutschland keine entsprechenden religiösen Einrichtungen gab. Neben Treffpunkten, religiösen Stätten und Freizeitvereinen entwickelten sich auch Kulturvereine. Dabei reicht die Palette der Vereinsgründungen über Folkloregruppen, multikulturelle Begegnungszentren bis hin zu Literatur-Clubs (vgl. Hunger 2002, 5-7).

4. Wichtige Begriffe im Zusammenhang mit Integration

4.1. Identität

Das Thema „Identität“ spielt eine wichtige Rolle beim Aufeinandertreffen von Menschen unterschiedlicher kultureller Prägung. Es beeinflusst individuelles und kollektives Verhalten zum Teil unbemerkt, indem es emotionale Wirkung entfaltet. Sowohl „Einheimische“ wie „Einwanderer“ leiden unter scheinbaren Angriffen auf ihre Identität und entwickeln dadurch Strategien der Verteidigung. Daher ist eine differenzierte Betrachtung dieses Begriffes hilfreich. Einerseits handelt es sich um Hilfskonstruktionen, die Meinungsverschiedenheiten

strukturieren und durch Abgrenzung entschärfen (vgl. Peter 2005, 71). Häufig drücken sich in diesem Prozess Ängste aus, und die individuelle Abgrenzung wird verstärkt durch die Suche nach kollektivem Zusammenhalt. Im Fall von Ethnien drückt sich die Suche nach kollektiver Identität durch eine besondere Bindung an die Lebenswelt aus, in der man geboren und aufgewachsen ist. Für Nationen ist dies die kollektive politische Erfahrung, ein „Volk“ zu werden; für Zivilisationen ist dies die Besonderheit einer Berufung auf gemeinsame Werte (vgl. Eder 2006, 44). Aus kollektivem Selbstschutz entwickeln sich häufig Vorurteile: „Wir projizieren die negativen Anteile unseres Selbst, die wir nicht billigen können und ablehnen, auf die Fremdgruppe“ (Nicklas 2006b, 114).

Die Dekonstruktion von Identität aufgrund der Begegnung mit dem Fremden erzeugt Ängste und das erneute Bedürfnis nach Zugehörigkeit. „Auf manchen Gebieten (Küche, Ästhetik, Kunst ...) wird Anderssein oft ohne weiteres akzeptiert, macht sogar neugierig, wirkt anziehend und interessant. (...) Ganz anders liegen die Dinge jedoch, wenn Anderssein an tief verwurzelte Werte, Traditionen, Bräuche und Gewohnheiten (Habitus) stößt, die unsere persönliche Identität ausmachen“ (Lipiansky 2006, 119). Neugierde und Aufgeschlossenheit stehen Verlustängsten gegenüber. Im *Nicht aushalten Können ambivalenter Identitäten und Gefühle* sieht die Soziologin Christa Müller die Ursache von Fremdenhass (Müller 2002, 48). Zugleich kann die Suche nach Identität integrative Wirkung entfalten, wenn sich der Heimatbegriff von ethnischen, nationalen und kulturellen Komponenten löst und sich in menschlichen Werten ausdrückt, - in den Worten der Bosnierin Amra Rovcanin: „Trotz dieser Dankbarkeit, trotz der Freude darüber, hier diese Freiheiten zu haben, spüre ich tief in mir großes Heimweh; Heimweh nach meinen Großeltern, nach meinen älteren Geschwistern, nach unserer wunderbaren Landschaft und, vor allem, nach Wärme. Mit Wärme meine ich nicht die Wärme, die von der Sonne kommt, sondern die Wärme zwischen den Menschen“ (Rovcanin nach Forudastan 2006,67).

4.1.Toleranz

Eine allgemein akzeptierte Möglichkeit, mit Fremdheit „zivilisiert“ umzugehen, besteht darin, tolerant zu sein. Auch dieser Begriff wird häufig im Kontext von „Integration“ verwendet und verdient nähere Betrachtung. Die lateinische Bedeutung von *tolerare* heißt: *dulden*. Tolerant zu sein wird allgemein verstanden als die Bereitschaft, dasjenige zu dulden, mit dem man nicht übereinstimmt, auch aus tief empfundenen Gründen heraus (vgl. Forst 2008, 21). „Toleranz heißt nicht, diese Differenz und Ablehnung wegzudrücken, es heißt aber, dass man sie so ausdrückt, dass die anderen respektierte Gleiche bleiben – auf Augenhöhe, aber nicht ohne

wechselseitige Kritik. Keine Gesellschaft hat diesen Lernprozess der Ausbalancierung von Gleichheit und Differenz je abgeschlossen“ (ebd.).

Auch in diesem Fall handelt es sich also um einen ambivalenten Begriff, der immer wieder neu ausgehandelt werden muss. Zunächst verwirklicht kaum eine Gesellschaft die oben genannte Voraussetzung für die idealisierte Form von Toleranz (*Respekt auf Augenhöhe*), die auch „horizontale Toleranz“ genannt werden könnte (vgl. Nouripour 2007, 30). In vielen Fällen herrschen Formen „dekretierter Toleranz“ vor, die „stets von oben nach unten eingesetzt werden und die so nichts von dem gesellschaftlichen Verständigungsprozess haben, den wir so nötig brauchen“ (ebd.).

Problematisch wirkt auch die Paradoxie einer *Toleranz gegenüber der Intoleranz*, welche mitunter droht, sich selbst ad absurdum zu führen - etwa durch die Bereitschaft, Gewaltverhältnisse als Bestandteil eines anderen kulturellen Kontextes zu respektieren und den Anspruch auf allgemein gültige Menschenrechte zu relativieren (vgl. Kelek 2006, 276). Diese Frage hat praktische Auswirkungen in der interkulturellen sozialen Arbeit und sollte nicht vernachlässigt werden: „Den kulturellen Hintergrund von Menschen bei Entscheidungsfindungen zu berücksichtigen, ist völlig richtig. Dies darf aber nicht auf Kosten der Freiheitsrechte einzelner – in den meisten Fällen von Frauen – gehen“ (Nouripour 2007, 28). Hilfreich ist die Anwendung des Prinzips der Reziprozität: Niemand darf seinem Gegenüber bestimmte Forderungen verwehren, die er selbst erhebt (*Reziprozität der Inhalte*), und niemand darf anderen die eigenen Wertvorstellungen und Interessen einfach unterstellen (*Reziprozität der Gründe*) (vgl. Forst 2008, 18). Toleranz ist in diesem Sinn eine diskursive Tugend der Gerechtigkeit, da sie auf dem Prinzip der Rechtfertigung *gerechtfertigter* Normen beruht (vgl. ebd.).

4.2.Kultur

Etymologisch kann man „Kultur“ vom lateinischen *cultivare* ableiten, was so viel wie *bebauen* und *pflegen* heißt, sich also besonders zur Deutung im landwirtschaftlichen und gärtnerischen Sinn anbietet. Im Zusammenhang mit interkultureller Begegnung versteht man jedoch heute unter *Kultur* ein System von bedeutungshaltigen Zeichen, das den Mitgliedern einer sozialen Gemeinschaft zur Orientierung dient und Richtlinien vorgibt, mit deren Hilfe sie den Alltag regeln und damit bewältigen können (vgl. Schrack 2009, 15). Sie wird stets von mehreren Menschen zusammen entwickelt, und der Austausch von Bedeutungen steht dabei im Mittelpunkt (vgl. ebd.). Kulturelle Unterschiede existieren auch nicht *per se* als Teil einer kulturellen Substanz, sondern sind Ergebnis alltäglicher *Praktiken von Unterscheidung* (vgl. Müller/Werner

2006, 2). „Kulturen als abgeschlossene Gebilde zu sehen missachtet die Vielfalt innerhalb einer Kultur, die sich unterschiedlich ausprägen kann, u.a. je nachdem, wie sie ein politisches System zulässt“ (Taborsky 2008, 40). Nach Mohandas Gandhi besteht eine der wichtigsten Eigenschaften langlebiger Kulturen darin, aufnahmefähig für Neues zu sein: *No culture can survive if it attempts to be exclusive* (vgl. Nicklas/Müller/Kordes 2006, 23).

Der Begriff Kultur wird (wie andere hier genannte, auch) häufig für politische Zwecke instrumentalisiert, indem *Solidarität und Wir-Gefühl* für eine Gruppe über symbolische Bindungen, Ideen, Einstellungen, Werthaltungen oder Symbole als gemeinsame Deutungsmuster erzeugt werden (vgl. Wildemann 2008, 21).

Während der Begriff „Kultur“ Wertschätzung zum Ausdruck bringt, lässt die Bezeichnung „Hochkultur“ im Rückschluss ein Wertungsschema mit ungeklärten Absichten errahnen. „Zivilisation ist ein Mechanismus der kulturellen Abgrenzung gegenüber den weniger kultivierten“ (Eder 2006, 43-44). Gleichzeitig scheint sich aufgrund moderner Lebensformen ein Ablösungsprozess zu vollziehen, sodass Kulturen im Prozess der *Globalisierung* eigene Formen der Verräumlichung entwickeln (vgl. Müller/Werner 2006, 2). Einerseits können sich Menschen *mehr als einer Kulturgemeinschaft zugehörig* fühlen (vgl. Flechsig 1999, 210), andererseits entsteht durch die weltweiten Märkte eine *stark vereinheitlichte Konsumkultur*.

Als Bestandteil des Alltags formt sie unsere Sicht auf andere Lebensformen und bildet damit den Ausgangspunkt für Beurteilungen“ (vgl. Schrack 2009, 16).

4.3. Interkulturell, Multikulturell, Transkulturell

Die Begriffe „multikulturell“, „interkulturell“ und „transkulturell“ sind Ausdruck der Suche nach einer funktionierenden Synthese im Zusammenleben verschiedener Menschen mit unterschiedlichen Wertvorstellungen auf engem Raum. Trotz historischer Erfahrungen von Migrationsgesellschaften mit pluriethnischen und -religiösen "Patchworks" (auf europäischem Territorium und weltweit), scheint sich kein allgemeiner Konsens für den Umgang mit kultureller Vielfalt durchgesetzt zu haben (vgl. Müller/Werner 2006, 1). Stattdessen bilden sich teilweise *ideologische Lager* um die unterschiedlichen Codes, deren Bedeutung durch ihre Verwendung als sprachliches Imponiermaterial an Tiefenschärfe verliert (vgl. Demorgon/Kordes 2006, 27).

Das Aufeinandertreffen von Migranten und Bürgern der Aufnahmegesellschaften mit ihren unterschiedlichen Gewohnheiten führt automatisch zu einem Kulturvergleich (vgl. Schrack 2009, 14). Interkulturelle Verständigung erfolgt jedoch nicht nur durch die Anerkennung des Anderen und Fremden (*Multikulturalismus*), auch nicht nur durch das Anerkennen des Gemeinsamen und Vertrauten (*Transkulturalismus*), sondern vor allem auch durch die Bearbei-

tung der Zwischenräume und Zwischenperspektiven zwischen Eigenem und Anderem, Vertrautem und Fremdem. *Interkulturelle Arbeit* bearbeitet nicht nur Differenzen oder Gemeinsamkeiten, sondern Überlagerungen (*Interferenzen*), wechselseitige Abhängigkeiten (*Interdependenzen*) und gegenseitige Durchdringungen von Grenzen und Kontakten (vgl.

Demorgon/Kordes 2006, 34).

Die zunehmende Ablösung des Begriffs „international“ durch „interkulturell“ im Sprachgebrauch lässt sich auf die allgemeine Erkenntnis zurück führen, dass sich staatliche Einheiten und kulturelle Einheiten weltweit kaum noch decken (vgl. Flehsig 1999,209). Zugleich muss angemerkt werden, dass das „gewollte Interkulturelle“ im historischen Kontext eines dieses weit übergreifenden „tatsächlichen Interkulturellen“ gesehen werden muss – von der Kolonisierung über die Weltkriege, die riesigen Flüchtlings- und Migrationsbewegungen nach dem Zweiten Weltkrieg bis zur heutigen Globalisierung oder dem Kampf der Kulturen; all dies mit tieferen historischen Wurzeln“ (Nicklas/Müller/Kordes 2006, 19). Die Bewältigung interkultureller Probleme stellt sich heute nicht mehr nur als eine Frage des gesellschaftlichen Umgangs mit Minderheiten dar, sondern sie ist zur allgemeinen Lebensbedingung geworden (vgl. ebd., 12).

4.4. Assimilation, Integration, Inklusion

In der Soziologie ist die *Integration* von Migranten eines der umstrittensten Felder, sowohl in der Theoriebildung als auch in der empirischen Forschung, was schon allein durch die Begriffsvielfalt deutlich wird. Verschiedene Autoren verwenden dabei Termini wie Assimilation, Akkomodation, Inklusion, Akkulturation u.v.m. (vgl. Petendra 2004, 1).

Zwischen Aufnahmeland und Herkunftsgesellschaft lassen sich nach H. Esser vier Fälle von Integration unterscheiden: *Marginalität* als das Fehlen jeder Sozialintegration, *Assimilation* als die Sozialintegration in das Aufnahmeland, *Mehrfachintegration* in beide Kontexte gleichzeitig und *Segmentation* als die Sozialintegration in die hergebrachte ethnische Umgebung, z.B. in Form einer Herkunftsgesellschaft oder ethnischen Gemeinde im Aufnahmeland (vgl. Esser 2001, 2). Die Sozialintegration vollzieht sich (1.) als *Kulturation* im Erwerb kultureller Kompetenzen (z.B. Sprache), die für ein sinnhaftes und erfolgreiches Agieren und Interagieren notwendig sind. *Platzierung/ strukturelle Integration* (2.) ist die Besetzung einer bestimmten gesellschaftlichen Position (z.B. berufliche oder rechtliche Position) durch den Akteur. *Interaktion* (3.) ist die wechselseitige Orientierung der Akteure aneinander über Wissen und Symbole. Sie bilden Relationen, wie z.B. Nachbarschaften. *Identifikation* (4.) ist die gedankliche und emotionale Beziehung zwischen dem einzelnen Akteur und einem sozialen System

als Kollektiv, z.B. als *Gruppenidentität* oder *Wir-Gefühl* (vgl. Petendra 2004, 10). „Assimilation“ meint das Verschwinden der systematischen Unterschiede zwischen den verschiedenen Gruppen unter Beibehaltung aller individuellen Ungleichheiten. Es geht hier nicht um die spurlose Auflösung aller Unterschiede zwischen den Menschen, sondern lediglich um die *Verringerung systematischer Unterschiede* zwischen den Gruppen und die Angleichung in der Verteilung der betreffenden Merkmale (vgl. Esser 2001, 2).

„In Zeiten der Globalisierung der Lebenswelten – nicht nur von Migranten sondern auch von Nicht-Migranten – stellt man sich die Frage, wie eine Integration stattfinden kann. Was ist der Bezugspunkt, wenn nicht der Nationalstaat?“ (Petendra 2004, 66). Omid Nouripour, deutscher Bundestagsabgeordneter mit iranischen Wurzeln, fand eine pragmatische Antwort auf diese Frage: „Integration ist ein Prozess hin zu einem Leben im Rahmen des rechtlichen Systems mit sozialer Chancengleichheit und kultureller Selbstbestimmung“ (Nouripour 2007, 24).

Noch immer steht in Deutschland die politische Doktrin eines „Neo-Assimilationismus“ mit dem Paradigma einer homogenen *nationalen Leitkultur* als alleiniger Integrationsperspektive dem liberaldemokratischen Prinzip jenes kulturellen Pluralismus gegenüber, das die Herausbildung vielfältiger intermediärer Gruppen und kultureller Gemeinschaften akzeptiert, Assimilationsziele auf den Erwerb der nationalen Verkehrssprache, auf Gesetzestreue und verfassungskonformes Verhalten beschränkt und über Fragen des Zusammenlebens in einem gleichberechtigten gewaltfreien Dialog disputieren möchte (vgl. Gaitanides 2007).

Ob und wie ein solcher *gleichberechtigter, gewaltfreier Dialog* tatsächlich stattfinden kann, ist eine ungeklärte Frage, die es zu beantworten gilt. „Prozesse dieser Art verwirklichen sich jedoch nicht im luftleeren Raum; sie benötigen eine Basis, einen Raum, eine Praxis, mit anderen Worten, einen gelebten praktischen Bezug auf der sozialen Mikro-Ebene. Erst wenn dieser vorhanden ist, können sich Integrationsprozesse authentisch entfalten und auch wirken“ (Werner 2008, 1).

Integration kann auch nur stattfinden, wenn eine Basis der Akzeptanz und des Respekts spürbar ist. Durch die hauptwörtliche Anwendung des Wortes wird häufig verschleiert, an *wen* die Forderung nach Integration gerichtet ist. In den meisten Fällen richtet sie sich an die Migranten. Verständlicherweise fühlen sich Einwanderer von einer solchen einseitigen Haltung angefeindet, vor allem, wenn darin Vorurteile zum Ausdruck kommen: „Was meint man damit, wenn man nach der *Integrationsfähigkeit* fragt? *Bereitschaft*, von mir aus, aber *Fähigkeit*?“ (Sarra Skandrani in Kiyak 2006, 165). Bestenfalls entwickeln sie ihre eigenen Ansätze zur Interpretation dieses Anspruchs: „*Ich werde nicht integriert, sondern ich integriere mich selber* und ich bin weder deutsch noch ausländisch und trotzdem beides“ (Badawia 2006, 186).

Aus systemtheoretischer Sicht muss schon der Terminus „Integration“ selbst in Frage gestellt werden, denn es müsste sich aus dieser Perspektive bei der Teilhabe an der Gesellschaft um *Inklusion in Teilsystemen* handeln (vgl. Petendra 2004, 6).

4.5. Segregation

Schon während der „Gastarbeiter“-Einwanderungswellen in Deutschland gründeten Migranten Zuwandererorganisationen, um die fehlende Zugänglichkeit der vorhandenen Betreuungssysteme zu kompensieren. Finanzielle Förderung und ideelle Unterstützung aus den Herkunftsländern sollte die Verbundenheit mit der Heimat aufrechterhalten (vgl. Hunger 2002, 5). Es ist anzunehmen, dass diese Migrantengemeinschaften auch heute „Kulturschock-Effekte“ abmildern und durch eine begleitende Einführung den Übergang zur Begegnung mit der neuen Kultur erleichtern können (vgl. Nestmann 1999, 174). Die Segregation in Form dieser „Migranten Communities“ bietet informelle Selbsthilfenetze und Rückzugsmöglichkeiten vor Diskriminierung (vgl. Schrack 2009, 13). Trotz der negativen Wahrnehmung dieser „Ghettoisierung“ kann angenommen werden, dass sie eine wesentliche Voraussetzung für die langfristige Eingliederung in die deutsche Gesellschaft darstellt (vgl. Finkelstein 2006,83). In strategischen Projekten der *Stadtteil- bzw. Gemeinwesenarbeit* im Gebiet Wohnkomplex werden hingegen Quoten für eine „gesunde Bewohnerzusammensetzung“ festgelegt, da die Konzentration einer bestimmten Migrantengruppe, oder die von Ausländern allgemein, als schädlich für ein konfliktfreies Zusammenleben betrachtet wird. Diese *kontrollierte Mischung verschiedener Ethnien* wurde in einer Dokumentation als „positive Internationalität“ bezeichnet (vgl. Petendra 2004, 120-121), was vermuten lässt, dass die Entstehung zu großer „communities“ oder „Parallelgesellschaften“ vermieden werden soll.

Die Unterscheidung zwischen ethnischer und sozialer Segregation scheint hier angebracht, da sie unterschiedliche Auswirkungen auf die Integration von Migranten haben. Während eine ethnische Kolonie zunächst durchaus stabilisierend für neu Zugewanderte sein kann, wirkt sie langfristig gesehen eher isolierend und ausgrenzend und behindert die Integration, jedoch nicht aus ethnischen oder kulturellen Gründen, sondern wegen der strukturellen Benachteiligungen der Gebiete, in denen sich eine ethnische Kolonie herausbildet. Wäre es möglich, benachteiligende Strukturen zu beseitigen und die Teilnahme an der Gesellschaft zu ermöglichen würde eine Ausgrenzung vermieden (vgl. Petendra 2004, 54-55).

4.6. Zusammenfassung

Für interkulturelle Arbeit ist es von großer Bedeutung, die Voraussetzungen und Bedingungen der „Begegnung“, den Auftrag und die Ziele zu klären. Wer vorgibt, eine „gewaltfreie Diskussion auf gleicher Augenhöhe“ anzustreben, muss als mögliche Folge auch akzeptieren können, dass das Ergebnis nicht den ursprünglichen eigenen Absichten entspricht, und bereit sein, die eigenen Maßstäbe zu verschieben und eine *Horizont-verschmelzung des Eigenen und des Fremden* zuzulassen (vgl. Müller/Werner 2006, 5). Dabei könnte die Übernahme einiger kultureller Fertigkeiten und sozialer Beziehungen, die für das Zusammenleben in einer Region unabdingbar sind, als Kompromiss dienen, um das Dilemma zwischen universalistischen und partikularistischen Ansprüchen zu lösen (vgl. Petendra 2004, 14, Hagen/Nicklas 2006, 79). Eine gemeinsame *Zivilkultur* sowie eine *einheitliche Sprache* bilden die Voraussetzung für die Entwicklung eines transkulturellen Staates, dessen Verfassung die Zivilgesellschaft vor den beiden Extremen des multikulturellen Liberalismus und des autoritären Totalitarismus schützen und Raum für eine weltbürgerliche Diskursethik jenseits von Ego- und Ethnozentrismus schaffen könnte (vgl. Demorgon/Kordes 2006, 32).

5. Erwartungshaltungen und erhoffter Nutzen interkultureller Gartenprojekte

Wenn interkulturelle Gärten geplant und eingerichtet werden, müssen meist Sponsoren, staatliche Förderstellen und kommunale Stellen von der Sinnhaftigkeit des Unternehmens überzeugt werden. Üblicherweise wenden sich Projektinitiatoren mit Hilfe der Medien auch an die Öffentlichkeit und erwarten sich dadurch positive Reaktionen und Unterstützung. Eine Analyse der Motive und Hoffnungen verschiedener Akteure aus unterschiedlichen Blickwinkeln kann dabei helfen, Missverständnisse und Enttäuschungen zu vermeiden.

5.1. Sozialer Gewinn

Da interkulturelle Gärten sich zumeist an sozial exkludierte Zielgruppen wenden, denen sinnstiftende Betätigung angeboten werden soll, wird allgemein angenommen, dass sich ein solches Projekt als sozialer Gewinn herausstellt. Menschen, die sich ausgeschlossen und chancenlos fühlen mit dem Grundgedanken *„Was wir können, braucht keiner, was wir denken,*

schätzt keiner, und was wir fühlen, kümmert keinen.“ sind ein Risiko für jede Gesellschaft (vgl. Neff 2009, 26). In wirtschaftlich schwachen Zeiten sehen viele schlecht ausgebildete Jugendliche mit Migrationshintergrund beispielsweise die von militanten Islamisten angebotene Gegenwelt als attraktive Kompensation für mangelnde Perspektiven, Diskriminierungen und Demütigungen (vgl. Finkelstein 2006, 198-199). Die Wohnquartiere der Zielgruppe bestehen meist aus Groß- und Hochhaussiedlungen mit Blockrandbebauung und beengten Wohnverhältnissen ohne geeignete Kommunikationsplätze, die dem informellen Austausch der Bewohner dienen (vgl. Petendra 2004, 72-73). Die soziale Kontrolle der Frauen verstärkt sich im deutschen Exil, indem ihnen eine „private“ und den Männern eine „öffentliche“ Rolle zugewiesen wird, wobei jede Veränderung von gewohnten oder bisher bewährten Verhaltensmustern als eventueller „Übertritt zur fremden Kultur“ und damit als Gefahr für das Ansehen und den Bestand der Familie gewertet wird (vgl. Stienen 1994, 7). Ein interkultureller Garten kann in diesem Zusammenhang als sozial nützliches Projekt betrachtet werden, der Räume der entspannten Begegnung und der experimentellen Freiheit in einem begrenzten Rahmen schafft. Gleichzeitig kann er Flüchtlingen helfen, schwere Erfahrungen von Leid und Verlust aus der isolierten Privatheit in die geschützte Öffentlichkeit eines Gartens zu bewegen (vgl. Peter 2005, 80).

Unterstützende Wirkung für alle Beteiligten haben Erfahrungen, die eine zuversichtliche Grunderwartung sowie das Vertrauen in andere Personen stärken, wie das Erleben eines wachsenden Gartens, das Engagement der MitgärtnerInnen, das große positive Interesse der Vorbeigehenden, das Ausbleiben des erwarteten Vandalismus und die gemeinsame Bewältigung von Schwierigkeiten (vgl. Böhme 2009, 87). Indem sie Menschen mit niedrigem Einkommen fundamentale Verwirklichungschancen eröffnen, dienen interkulturelle Gartenprojekte gleichzeitig im Sinne Amartya Sens der *Armutsbekämpfung* (vgl. Taborsky 2008, 55).

5.2. Gesundheitlicher Gewinn

Die gesundheitsfördernde Wirkung interkultureller Gartenprojekte wird aus verschiedenen Zusammenhängen abgeleitet und spielt eine bedeutende Rolle bei der Herstellung öffentlicher Akzeptanz und Vertrauens. Vor allem für das Wohlbefinden von *Kindern* ist der positive Einfluss von Gärten nachweisbar, denn Kinder, die in Gärten spielen, sind physisch und psychisch ausgeglichener, leiden weniger unter Konzentrationsstörungen, Übergewicht und anderen Beeinträchtigungen (vgl. Krasny 2009, 50).

Die Einschätzung Aaron Antonovskys bezüglich der positiven Auswirkung gesteigerten *Kohärenzgefühls* auf die menschliche Gesundheit leuchtet angesichts der starken Selbstwirksam-

keit gärtnerischer Projekte rasch ein (vgl. Müller 2002, 71). Natur wird unter anderem als Quelle der Heilung in Form von „Gartentherapie“ anerkannt (vgl. Brenner 2008, 52). Die sinnlichen Erfahrungen von Gärten mit ihren Düften, Geräuschen und Düften vermitteln Rhythmusgefühl, provozieren Empfindungen und Erinnerungen, steigern die Wahrnehmungsfähigkeit und wirken *seelisch entlastend* (vgl. Plahl 2004, 55). Es ist eine universelle Erfahrung, dass typische Erkrankungen und Symptome des städtischen Lebens durch den Aufenthalt in einem Garten gelindert werden können, sowohl durch die Regulierung von Temperatur und Luftfeuchtigkeit, als auch durch anregende, manuelle Arbeit an der frischen Luft:

„Manchmal, wenn ich Kopfschmerzen habe, wenn ich mit dem Erde was mache, (...), dann geht Kopfschmerzen weg“ (Yeliz nach Wildemann 2008, 96). Auch die Ergänzung des Speiseplans der TeilnehmerInnen durch frische Kräuter, Obst und Gemüse lässt als vitaminreiche *Nahrungsaufbesserung* positive gesundheitliche Effekte erwarten.

Die Kontamination der Stadtböden mit Schwermetallen aufgrund ihrer vorherigen Nutzung wird im Fall urbaner Gartenprojekte eher selten thematisiert und zumeist durch besondere Anbaumethoden - z.B. mit Kompost gefüllte Hochbeete - umgangen (vgl. Rößler 2010, 54).

5.3. Interkulturelle Gärten als therapeutische Stätten

Indem Gärten als Paradiesbild für die unerfüllbare Sehnsucht nach ewigem Leben stehen, werden sie symbolisch als Heiligtum erfahren (vgl. Hori 2004, 183).

„Die Arbeit mit dem Garten als Medium bietet die Gelegenheit, den Vorrat an Bildern, *Metaphern und Symbolen* therapeutisch zu nutzen. So wird etwa ein Keim zu etwas gelegt, ein Übel wird an der Wurzel gepackt und mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Es werden aber auch die Früchte der Arbeit geerntet“ (Plahl 2004, 57). Die bereits erwähnte Entdeckung der therapeutischen Nutzung von Gärten als Erlebnis- und Erholungsraum kann besonders für Menschen mit *traumatischen Kriegserlebnissen und Fluchterfahrungen* hilfreich sein. Als Beispiel sei der „Interkulturelle Heilgarten Moabit“ genannt ein Teilprojekt des „Behandlungszentrums für Folteropfer Berlin“ (vgl. Brenner 2008, 63).

Auch die Situation der Arbeitslosigkeit in der Migration stellt eine große Belastung für die betroffenen Menschen dar (vgl. Taborsky 2008, 52). Gärten vermitteln *Kontinuität* und *Sicherheit*; sie erleichtern die *Orientierung* (vgl. Plahl 2004, 54). Man schreibt ihnen aufgrund der emotionalen Rückbindung an die natürlichen Lebensgrundlagen antidepressive Wirkung zu (vgl. Müller 2009, 7). Diese ist im Zusammenhang mit verbesserter *Körperwahrnehmung* zu erwarten, deren Störung ebenfalls psychische Folgen nach sich zieht (Brenner 2008, 195).

Von Gemeinschaftsgärten verspricht man sich die Förderung der Fähigkeit Probleme zu lösen, differenzierteren Umgang mit Aggressionen und bessere Konzentration (vgl. Böhme 2009, 94).

5.4. Ethische Motive für die Errichtung interkultureller Gärten

Als ethische Begründung für die Einrichtung interkultureller Gärten dient häufig der Wunsch nach mehr Harmonie in der Beziehung zwischen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund in einer Gesellschaft, die soziale Unterschiede sehr deutlich spürbar und sichtbar werden lässt. „Vertrauen zueinander kann sich langsam entwickeln und allmählich stärker werden als die Angst voreinander“ (Peter 2005, 73).

Interkulturellen Gärten bieten einen lebendigen Bezugsrahmen, einen Raum, in dem Integration verhandelt und praktisch verwirklicht werden kann (vgl. Werner 2008, 1). Während manche sie als *materiellen und ideellen Ausgleich für erlittenes Unrecht* sozial benachteiligter, hilfsbedürftiger Menschen betrachten, wofür von den Betroffenen Dankbarkeit erwartet (wenn auch nicht gefordert) wird, sehen andere sie als *Experimentierfeld für interkulturelle Lernprozesse* mit dem Ziel, einen Kernbestand moralischer Regeln zu entdecken, die zu allen Zeiten und in allen Kulturen Geltung besitzen (vgl. Nummer-Winkler 1994, 82). An dieser Schnittstelle von Kultur und Natur über Gott und die Welt zu rasonieren und zu diskutieren scheint stets als besonders inspirierend empfunden worden zu sein (vgl. Mayer-Tasch 2004, 37). Die Zeit im Garten gemeinsam mit anderen Menschen zu verbringen wird als elementar sinnhaftes Tun gesehen (vgl. Müller 2002, 70).

5.5. Pädagogische Ziele an interkulturellen Gärten

Interkulturelle Gärten sind meist Projekte mit pädagogischen Zielen, die mehr oder weniger deutlich formuliert werden. Diese richten sich an TeilnehmerInnen mit und ohne Migrationshintergrund, aber auch an InteressentInnen und BesucherInnen aller Altersgruppen.

Inhalte der pädagogischen Ziele sind sowohl sozialer wie auch ökologischer Art. Darüber hinaus sollen allgemeine Bildung und Spracherwerb gefördert werden. Dieser benötigt eine Einbettung in sinnstiftende soziale Zusammenhänge, gerade auch außerhalb des Lohnarbeitsbereichs (vgl. Müller 2004, 109). Durch das spontane Tätigsein überwindet der Mensch - nach Erich Fromm - seine Angst vor der Einsamkeit und erkennt seinen Platz in der Welt. Die Komponenten sind *Liebe* und *Arbeit*, verstanden als *schöpferischer Akt, in dem der Mensch mit der Natur eins wird* (vgl. Peter 2005, 28). „Das Erleben im Garten sensibilisiert unsere

Wahrnehmung und beeinflusst so, wie wir unsere Umwelt, unseren Lebensraum wahrnehmen“ (Plahl 2004, 56).

Die Gärten bieten Einzelnen den Rahmen, ihr gärtnerisches Wissen anzuwenden. Während der praktischen Umsetzung entsteht Interaktion mit den Ressourcen anderer, die ebenfalls mit *ihrem* Wissen im Garten arbeiten. Diese Störung der gewohnten Handlungspraxis führt zur Reflexion des Eigenen, aus der Veränderung folgt: Aus der starren Selbstdefinition „*So bin ich*“ erwächst die neue Sicht des „*Ich werde*“ (vgl. Peter 2005, 72).

Gleichzeitig bemühen sich Betreiber von Interkulturellen Gärten um die Übertragung dieser Erfahrung in den Bereich des sozialen Lernens im interkulturellen Bereich. Durch das Miterleben kulturell bedingter Handlungen in direkter Interaktion mit den Kulturträgern selbst entsteht beispielsweise ein differenzierteres Bild der Lebenspraxis des Islam und damit - in den Köpfen der GärtnerInnen - neue Freiräume der Begegnung (vgl. Böhme 2009, 86). „Wer Vertrauen zu einem Menschen entwickelt hat, kann von dieser Erfahrung mit der „Andersheit“ ausgehend, Vertrauen zur Welt entwickeln“ (Peter 2005, 93).

Darüber hinaus sind Gemeinschaftsgärten auch politische Handlungsräume und bieten die Möglichkeit zu demokratischen Aushandlungsprozessen in Bezug auf den Gartenalltag, die Gartenstruktur und das soziale Miteinander. (vgl. Neff 2009, 24-25).

5.6. Interkulturelle Gärten als Faktor der Raumplanung

Da interkulturelle Gärten meistens im urbanen Raum angesiedelt sind, befinden sie sich in Konkurrenz mit anderen Nutzungsplänen und stellen einen nach Baugesetzbuch rechtlich unklaren halböffentlichen Raum dar, sind also abhängig vom Wohlwollen der Grundbesitzer und Kommunen. Da Städte zur Hauptbühne der Einwanderungsgesellschaft geworden sind, werden sie mehr und mehr zu Brennpunkten des durch Globalisierungsprozesse initiierten Strukturwandels, durch den sich die soziale Schere zwischen Zugang und Ausschluss immer weiter öffnet (vgl. Müller 2009, 1-3). Da ein hoher Migrantenanteil häufig als Indiz für einen stigmatisierten Stadtteil gilt, scheint in einigen Projekten die eigentliche Motivation zu sein, Migranten integrieren zu wollen, damit sie nicht mehr als *Belastungsindiz* gelten.“ (vgl. Petendra 2004, 128). *Schrumpfende urbane Räume* erleiden selektive Abwanderung, die dazu führt, dass bildungsferne und ökonomisch unterprivilegierte Milieus tendenziell unter sich bleiben, was deren marginalisierte Lage zementiert (vgl. Müller 2009, 5). Die Nutzung als *Sekundäre Territorien* - gemeinsam mit Freunden und Nachbarn - erzeugt allmählich eine Bindung zu solchen Lebensräumen und übt durch die sozialen Aktivitäten in diesem Raum eine gewisse Kontrolle aus, die den Raum gegen unerwünschte Eindringlinge verteidigt (vgl.

Plahl 2004, 58). Interkulturelle Gärten dienen als Vermittlungsräume, die Menschen aus ihren oft beengten Privatwohnungen einen Übergang zur Öffentlichkeit außerhalb der Gärten ermöglichen (vgl. Peter 2005, 81). Eine Verbesserung des gesellschaftlichen Miteinander durch Orte, wo Begegnung stattfinden kann und auch gefördert wird senkt die *Kriminalitätsrate* im Stadtteil (vgl. Schrack 2009, 3). Die *ästhetische Aufwertung* durch Begrünung und die erhöhte Lebensqualität der Bewohner durch interkulturelle Gärten im urbanen Raum kann *Gentrifizierungseffekte* zur Folge haben, wenn Investoren sich davon Gewinne versprechen.

5.7. Interkulturelle Gärten als ökologischer Beitrag

Das Bewusstsein dafür, dass Umweltkrisen durch menschliches Handeln verursacht werden, ist in Deutschland sehr verbreitet (vgl. Peter 2005, 77). Doch Ökologie wird in der Regel als partiell luxuriöses Mittelschichtthema wahrgenommen. Bei den MigrantInnen der interkulturellen Gärten ist sie mehr integraler denn bewusster Bestandteil der Alltagspraxis (vgl. Müller 2002, 75). Ein Großteil der pflanzlichen Nahrungsmittel, die wir heute in Europa zu uns nehmen, stammen von Wildpflanzen anderer Kontinente ab und damit auch Wissen und Kenntnisse auf verschiedensten Gebieten (vgl. Taborsky 2008, 96). Viele Landschaften wirtschaftlich benachteiligter Länder sind ökologisch degradiert, Kulturböden durch Krieg oder industriellen Raubbau zerstört. Aus dieser Erfahrung entsteht bei vielen MigrantInnen eine hohe Wertschätzung für intakte Natur, sauberes Wasser und fruchtbaren Boden. Das gemeinsame Arbeiten engagierter Gärtnerinnen mit und ohne Migrationshintergrund kann umweltrelevante Themen zur Sprache bringen, zu gemeinsamen Lernprozessen und praktischen Lösungsversuchen führen. Interkulturelle Gärten sind meist *sowohl soziale als auch ökologische Projekte*.

5.8. Ziele und Erwartungen bestimmter Personengruppen

5.8.1. Interessen der InitiatorInnen interkultureller Gärten

Die Motive der Initiatoren interkultureller Gärten werden häufig ohne kritische Fragen im „altruistischen“ Bereich angesiedelt. Das Verdrängen oder bewusste Verschweigen eigener Motive durch InitiatorInnen interkultureller Gartenprojekte kann aber auch Ursache von Konflikten und Missverständnissen werden und dadurch die erfolgreiche Zusammenarbeit mit anderen Beteiligten erschweren.

ProjektgründerInnen können *GärtnerInnen auf der Suche nach neuen Erfahrungen* und nach einem harmonischen Lebensumfeld sein, die bereit sind, sich ehrenamtlich zu engagieren.

Häufig handelt es sich um *Professionelle aus sozialen Berufen* mit Interesse an Projektarbeit, die eine gesellschaftlich anerkannte, sinnerfüllte, praktische Aufgabe suchen, die auch als Grundlage für Forschungstätigkeit dienen kann (vgl. Moser 2009, 21). In vielen Fällen ist gärtnerische Leidenschaft und Interesse an interkulturellen Lernprozessen vorhanden (vgl. Gaschl 2008, 24). Sind die Initiatoren selbst Menschen mit Migrationshintergrund, spielt der Selbsthilfegedanke verständlicherweise eine große Rolle. Die Gruppe der GärtnerInnen eröffnet manchen die Möglichkeit, *neue Rollen in einer Gruppe* auszuprobieren (Böhme 2009, 84). Auch die Suche nach Inspiration durch überraschende Formen der Begegnung mit Natur im urbanen Raum kann als Motiv dienen, sich an der Gründung eines interkulturellen Gartens zu beteiligen (Müller 2009, 3).

5.8.2. *Wünsche und Ziele der TeilnehmerInnen*

TeilnehmerInnen an interkulturellen Gärten motiviert nur in seltenen Fällen der Gedanke an „Integration“. Für die meisten steht, wie von den InitiatorInnen in der Regel beabsichtigt, die Gelegenheit an erster Stelle, ein kleines Stückchen Land bebauen zu können und damit sich und die eigene Familie mit selbst produzierten Kräutern, Gemüse und Obst zu versorgen. Gleichzeitig produziert der Anblick vertrauter Pflanzen, die im fremden Boden zur Ernte reif werden, Hoffnung für die eigene Verwurzelungsmöglichkeit (vgl. Peter 2005, 84). Die Gärten sind ein geschützter Bereich, wo auch kleine Kinder sich frei bewegen und wo sich die Eltern entspannen können (vgl. Böhme 2009, 99). „Ein Gemeinschaftsgarten bietet die Möglichkeit im halbprivaten Raum, in dem man sich grüßt und miteinander spricht, ungeplant und zufällig mit Menschen aller Altersstufen zusammen zu treffen“ (ebd., 92). Für manche stellt der Garten einen Ort da, wo in Ruhe über Probleme des Alltags nachgedacht werden kann (vgl. Brenner 2008, 257). Auch Bewältigungsprozesse durch das Erzählen der eigenen Geschichte, die Festigung erworbener Sprachkenntnisse und Besserungen in der Organisation des alltäglichen Lebens erhoffen sich die TeilnehmerInnen durch die Kommunikation in interkulturellen Gärten (vgl. Peter 2005, 80). Motive, Wünsche und Ziele der TeilnehmerInnen können sich im Lauf der Zeit selbstverständlich verändern. Für manche, zum Beispiel, bedeutet die Organisationsarbeit und die Repräsentation der Anliegen des Projektes eine unerwartete Stärkung des Selbstbewusstseins und einen gewissen sozialen Aufstieg, der sie zusätzlich zur Teilnahme motiviert (vgl. Meyer-Renschhausen 2004,80).

5.8.3. *Erwartungen der Anrainer und Nachbarn*

Städte leben von Bewohnern, die den Nahraum aktiv und kreativ gestalten und das Stadtviertel dadurch aufwerten, indem etwa aus unansehnlichen Brachflächen blühende Gärten und beliebte Treffpunkte entstehen. Davon profitieren nicht nur die Gärtner, sondern auch das ganze Wohngebiet (vgl. Schrack 2009, 46). Dennoch nehmen Nachbarn und Anrainer interkulturelle Gärten eher als Ballungsraum der Bedrohung wahr denn als Orte, die Neugier wecken (vgl. Peter 2005, 94). Auch Kontakte zwischen Menschen genügen nicht, um den Abbau von Fehlperzeptionen und Vorurteilen zu erreichen. Um dies zu ermöglichen, sind zusätzliche pädagogische Konzepte notwendig (vgl. Nicklas 2006b, 115-116). Nur wenn es gelingt, Menschen aus dem Viertel aus den verschiedensten Herkunftsregionen und mit unterschiedlichen Lebensentwürfen in einem Stadtteilprojekt gemeinsam zu beteiligen, kann ein interkultureller Garten das nachbarschaftliche Miteinander verbessern (vgl. Pürgy 2009, 19-20). Mit dem Mangel an Grünflächen im Quartier steigt die Bedeutung öffentlicher Zugänglichkeit. „Bei eklatantem Grünflächenmangel im Quartier sollte sehr genau geprüft werden, ob nur einer bestimmten Bevölkerungsgruppe ein Gartengrundstück zur Verfügung gestellt werden sollte und sie damit privilegiert wird“ (Rosol 2006, 263).

5.8.4. *Das Interesse der Wirtschaftstreibenden*

Auch Wirtschaftstreibende sind von der Gründung interkultureller Gärten betroffen und vertreten selbstverständlich ihre Interessen auf unterschiedliche Weise. Hausbesitzer sehen in der Verschönerung der Straßen oder des Stadtteils zunächst ein Signal, in die Sanierung von Wohnungen mehr zu investieren, leer stehende Gebäude zu kaufen und instand zu setzen (vgl. Meyer-Renschhausen 2004, 67). Leider kann dieser Effekt höhere Mietpreise und damit die bereits erwähnte „Gentrifizierung“ ganzer Stadtteile zur Folge haben (vgl. ebd., 138). Projekte wie der Berliner „Prinzessinnengarten“, der als gemeinnützige GmbH organisiert ist, können auch *Gastronomie* beherbergen, durch *Kurse* und regelmäßige *kulturelle Events* eine wirtschaftliche Belebung und Aufwertung des Stadtteils als Wirtschaftsstandort bewirken (Rößler 2010, 62). Die Internationalität zeigt sich dabei von ihrer attraktiven Seite. Andererseits könnten Gewerbetreibende die interkulturellen Gärtner als Konkurrenz empfinden, da Gemüse und Kräuter aus Eigenproduktion zu einer Reduktion des Kaufverhaltens führen und der Garten als kostenloser Treffpunkt den Bedarf an analogen Angeboten senkt. Bestehende Vorurteile gegenüber Migranten können – nicht zuletzt aufgrund der aus Steuergeldern stammenden Fördermitteln von Projekten - negative Einstellungen und „vorbeugende“ Abschottung gegenüber den interkulturellen GärtnerInnen bewirken.

5.9. Erwartungen der Kommunen von interkulturellen Gärten

Aus dem Blickwinkel der Kommunen können interkulturelle Gärten wertvolle Beiträge zur Förderung des sozialen Friedens in ihrer Umgebung leisten (vgl. Nosetti 2009, 3). Manche Stadtverwaltungen zeigen sehr großes Interesse an der Einrichtung und Versorgung interkultureller Gärten und gestehen den BetreiberInnen ein hohes Maß an Partizipation zu. (Böhme 2009, 33). „Aktiv betriebene Gärten verhindern wildes Müllabladen. Die Gemeinden unterstützen das, weil jedes gepflegte Stück Grün weitere Verwahrlosung verhindert. Damit wird auch die Ausbreitung von Kriminalität verhindert“ (Meyer-Renschhausen 2004, 16). Die Förderung ehrenamtlichen Engagements, die Verbesserung der nachbarschaftlichen Zusammenarbeit und Kommunikation, sowie die Senkung der Pflegekosten für Grünanlagen (durch Abgabe an die interkulturellen Gärtner) sind positive Effekte, die erwartet werden. Darüber hinaus leisten urbane interkulturelle Gartenprojekte einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur ökologischen Nachhaltigkeit, sowohl im Bereich der Bewusstseinsbildung der Menschen, wie auch in der Stadtentwicklung und Naturerhaltung, indem sie zum Beispiel durch das Kompostieren der Grünabfälle in den Gärten und aus den entsprechenden privaten Haushalten die Müllabfuhr der Stadt von Müll entlasten (vgl. Nosetti 2009, 5).

Interkulturelle Gärten gewähren aufgrund ihres öffentlichen Charakters Einblick in die Lebensrealität von Migrantenfamilien, deren Erziehungsstile und Lebenswelt (vgl. Henry-Huthmacher 2008, 179). Dadurch können neue Netzwerke geknüpft und Kontakte gepflegt werden, die Kindern und Jugendlichen helfen, deren Eltern mit den Erziehungsaufgaben aus verschiedenen Gründen überfordert sind (vgl. Balci 2008, 14). Die Prävention jugendlicher Delinquenz aber auch die Förderung von Bildung und Kreativität junger Menschen stellt einen großen Gewinn für die Kommunen dar.

Erfolgreiche soziale Projekte in Stadtgebieten mit hohem Migrantenanteil dienen auch der Imageaufbesserung und der Sicherung öffentlicher – auch europäischer -Fördergelder für die betroffenen Städte.

5.10. Interessen staatlicher Stellen

Als eine ihrer wichtigsten innenpolitischen Aufgaben betrachtet es die Bundesregierung, alle längerfristig und legal in Deutschland lebenden Menschen in die Gesellschaft einzubeziehen (vgl. Böhmer 2006, 210). Einwanderung soll als langfristiger und umfassender, mit ganzheitlichen Konzeptionen zu begleitender Sozial- und Kulturprozess verstanden werden, also als gesellschaftliche Aufgabe ersten Ranges und nicht etwa nur als punktueller Rechtsakt im Sin-

ne der Einbürgerung (vgl. Finkelstein 2006, 201). Von der Politik wird das Potential der Migrantenorganisationen zunehmend erkannt (vgl. Hunger 2002, 22). Wenn staatlich beauftragte Institutionen mit ihren Einflussmöglichkeiten und ihrem Zugang zu Informationen Gruppen von AnwohnerInnen mehr Unterstützung, mehr Infrastruktur anbieten, führt dies zu mehr Engagement (vgl. Rosol 2006, 278). „Zum Demokraten wird man nicht automatisch durch die Gewährung von Grundrechten. Unabdingbar dazu gehört die Übernahme von Verantwortung. Diese muss ermöglicht, aber sie muss auch aktiv angenommen werden.“ (Kelek 2006, 279-280). Im Integrationsprozess sollen die Ressourcen der Zuwanderer nicht nur beachtet und gestärkt werden. Diese Menschen sollen ermutigt werden und die Chance haben, ihre Kenntnisse und Fähigkeiten einzubringen. Dann erleben sie Deutschland als ein offenes Land, dessen Realität mitgestaltet werden kann (vgl. Müller 2002, 44). Interkulturelle Gärten bieten Partizipationsmöglichkeiten, daher sind sie aus der Sicht staatlicher Stellen attraktiv und werden gerne gefördert.

5.11. Interkulturelle Gärten aus Sicht der Medien

Den Medien Zeitung, Radio und Fernsehen bieten interkulturelle Gärten eine ansprechende, bilderreiche Thematik, die sich sowohl emotional berührend als auch politisch aktuell darstellen lässt. Im Gegenzug spielen sie eine wichtige Rolle für die Öffentlichkeitsarbeit der Projekte, indem Termine bekanntgegeben werden und über besondere Ereignisse oder Errungenschaften berichtet wird.

5.12. Das Interesse der wissenschaftliche Forschung an interkulturellen Gärten

Das Interesse der wissenschaftlichen Forschung aus verschiedenen Fachrichtungen ist zurzeit groß. Aufmerksam werden die experimentellen und kreativen Aktivitäten der gemeinsam arbeitenden GärtnerInnen beobachtet, deren Tätigkeit *evaluiert* oder *analysiert*.

Um zu verhindern, dass sich die ProjektteilnehmerInnen „als Versuchskaninchen fühlen“, wählen einige ForscherInnen als Methode die *teilnehmende Beobachtung*. Das Führen von Interviews und die besondere Anerkennung, die die interkulturellen Gärtnerinnen erfahren, können die Selbstachtung stärken, auf jeden Fall aber erhöhen sie das Bewusstsein für die Bedeutung ihrer Aktivitäten. Damit wirkt die Forschung an der Weiterentwicklung von Projekten aktiv mit und erschließt sich neue Erfahrungsräume und Arbeitsfelder.

5.13. Politisches Interesse an interkulturellen Gärten

Die Beurteilung von Gemeinschaftsgärten vor dem Hintergrund immer weiterer Kürzungen im sozialen Bereich und der gleichzeitigen Forcierung von Arbeitspflicht drückt sich ambivalent aus. Wenn einerseits vom Engagement für die Gemeinschaft geredet wird, andererseits viele sozialstaatliche Leistungen abgebaut und Sicherungssysteme privatisiert werden, unterstützen GemeinschaftsgärtnerInnen letztlich den Rückzugsprozess der öffentlichen Hand (vgl. Rosol 2006, 272). Andererseits können Gärten auch zu einem Hort von Zivilcourage werden (vgl. Tinnefeld 2004, 199). Als eine rechtsextremistische Partei in einem Ost-Berliner Stadtteil zu Demonstrationen gegen den neu entstehenden Garten mobilisierte und alles daran setzte, die „Ausländer“ wieder aus dem öffentlichen Raum zu vertreiben, gelang dies dank UnterstützerInnen aus dem gesamten Berliner Stadtgebiet nicht, die gegen die Ausgrenzung ihrer MitbürgerInnen vor Ort demonstrierten (vgl. Müller 2009, 6). Mit dem universell gültigen Umweltdiskurs scheint sich ein Raum aufgetan zu haben, in dem integrative Kräfte und Potenziale der westlichen Gesellschaften freigesetzt werden können (Nökel 2006, 19).

Doch damit interkulturelle Gärten nicht nur als Feigenblatt für eine ansonsten rassistische Politik und Gesellschaft dienen, sollten auch politische Diskussionen und Aufklärung über die Lebensumstände von MigrantInnen in der Bundesrepublik, über Abschiebep Praxis etc. vorangetrieben werden. Bei den Projekten darf es nicht um die bloße Integration in eine als homogen betrachtete „deutsche Gesellschaft“ gehen, sondern um eine gleichberechtigte Auseinandersetzung miteinander (vgl. Rosol 2006, 273). Eine Vereinnahmung von politischer Seite, wie von manchen befürchtet wurde, fand bisher nicht statt (vgl. Böhme 2009, 34).

Eine Politisierung der beteiligten GärtnerInnen durch die Schaffung basisdemokratisch-horizontaler Strukturen sowie das Erlernen kooperativer Zusammenarbeit und Solidarität in den entsprechenden Diskussions- und Entscheidungsprozessen ist wahrscheinlich (*Sozialisationshypothese*). Gleichzeitig ist die Beeinflussung der konkreten Entwicklung von Flächen als politischer Akt als Form von Demokratisierung und partizipativer Stadtentwicklung anzuerkennen (*Transferhypothese*) (Rosol 2006, 253).

Dieses wachsende Selbstbewusstsein kann freilich dem politischen Establishment so ungeheuer erscheinen, dass sie die Gärten zum Abschuss frei geben, um unberechenbar ins Kraut schießendem *collard green* (US-amerik. Wortspiel für „farbige Grüne“) vorzeitig die Spitze abzubrechen (vgl. Meyer-Renschhausen 2004, 135).

6. Thesen zur Integrationsleistung interkultureller Gärten

Um die integrativen Prozesse an interkulturellen Gärten zu beschreiben, werden einzelne Aspekte dargestellt, die besonders auffallend sind oder wirkungsvoll erscheinen. Detailreiche Beschreibungen mit Beispielen sind im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich.

6.1. Hilfe zur Selbsthilfe

Interkulturelle Gärten sind vom Konzept her dazu angelegt, Hilfe zur Selbsthilfe anzubieten. Besonders für Asylbewerber ohne Arbeitserlaubnis oder MigrantInnen, denen der Zugang zum „ersten Arbeitsmarkt“ nicht gelingt, ist eine mit Stress verbundene Erwartungs- und Erreichungsdiskrepanz langjährige frustrierende Realität (vgl. Nestmann 1999, 176). Für viele Frauen ist die Migration mit einem Verlust an Bewegungsfreiheit verknüpft, da sie zu einem Zeitpunkt stattfindet, der den Übergang ihres Lebens als Kind zu dem einer jungen Frau und gleichzeitig vom einem Leben auf dem Dorf zu einem Leben in der Stadt markiert (vgl. Wildemann 2008, 68). „Aber das Wichtigste war, dass ich durch den Garten etwas zu tun hatte und dass meine Gedanken sich auf etwas konzentrieren konnten, statt nur in meinem Kopf herumzurasen“ (*Mohsen Motagian /Armenien* nach Schubert 2005, 178).

Der Selbsthilfe-Gedanke korrespondiert mit dem Bedürfnis der Einwanderer, ihre Abhängigkeit von Hilfsleistungen zu reduzieren, die vor allem aufgrund des *Sachleistungsprinzips* häufig Anlass für Depressionen und Aggressionen ist, da die zugeteilten Lebensmittelpakete die Möglichkeit des Einkaufens und Kochens verhindern, woraus Einsamkeit und Untätigkeit resultieren (Peter 2005, 68). Darüberhinaus hegen viele Migranten den Wunsch, dem Land etwas zurückzugeben, dem sie ihre Chance auf ein neues Leben in Freiheit verdanken (vgl. Forudastan 2006, 67). Da sie oft als Hilfeadressaten der Sozialen Arbeit wahrgenommen werden, wurde lange Zeit kaum erkannt, und dass die Zuwanderer sehr wohl in der Lage sind, ihren Hilfebedarf wahrzunehmen und die benötigte Hilfe dann auch selbst zu organisieren (vgl. Schrack 2009, 32).

6.2. Integration durch Empowerment

Der Begriff *Empowerment* wurde auf der 3. Weltfrauenkonferenz 1985 in Nairobi vom Süd-Frauennetzwerk DAWN (Development Alternatives with Women for a New Era) vorgestellt. Es wurde als frauenpolitische Strategie von unten vorgeschlagen, als Weg, von unten kollektiv Macht aufzubauen und damit sowohl Armut und weltweite Ungerechtigkeit zu bekämpfen, als auch Geschlechtergerechtigkeit herzustellen (vgl. Rosol 2006, Anhang 10). „Thilo Klöck

sieht *Empowerment* (...) als über die reine Selbsthilfe bzw. Selbstorganisation hinausgehendes Zusammenwirken von Betroffenen und professionellen UnterstützerInnen mit dem Ziel von mehr Selbstbestimmung und Eigenkontrolle und der letztendlichen Verbesserung der Lebensverhältnisse vor allem von benachteiligten Bevölkerungsgruppen“ (ebd., Anhang 11). Im Garten sollen sich die TeilnehmerInnen als ExpertInnen erleben. Das führt zu einer Steigerung des Selbstwertgefühls (vgl. Böhme 2009, 97). Die Erfahrung, über eigene Fähigkeiten zu verfügen, vermittelt Mut und kann den Anstoß geben, auch weitere Lebensumstände in die Hand zu nehmen (vgl. Neff 2009, 38). Die Möglichkeit, *das Eigene* aktiv einzubringen in ein Gemeinsames (*Partizipation*) sollte bereits bei der Ausräumung von Hindernissen von unten stattfinden (vgl. Taborsky 2008, 97).

Der gemeinsame Aufbau, die Anlage des Gartens mit seinen Einrichtungen und die Organisationstätigkeit bietet vielen TeilnehmerInnen die Möglichkeit, sich aktiv für ihre Belange zu engagieren. Nebenbei erweitern viele GärtnerInnen dabei deutlich ihre Sprachkenntnisse, lernen, sich gegenüber Deutschen besser auszudrücken und entschließen sich, auch Ungewohntes auszuprobieren. Die *zivilgesellschaftliche Inwertsetzung des öffentlichen Raums* als Lebensraum und als Raum einer am Gemeinwesen orientierten, vielfältigen *Ökonomie des Austauschs* (vgl. Müller 2009, 1) bietet besonders Frauen neue Möglichkeiten des Empowerments.

6.3. Gemeinschaftsbildung an interkulturellen Gärten

„Fremd sind sich alle in den Gärten, und nah zugleich. Die Internationalen GärtnerInnen verbindet keine gemeinsame Herkunft, keine Familientradition. Was sie verbindet, ist ihre Zerrissenheit und der Wunsch, neue Zusammenhänge für dieses eine Leben zu schaffen“ (Müller 2002, 49). Das gemeinsame Tun bietet eine gute Gelegenheit, soziale Kontakte zu anderen Menschen aufzubauen und lässt schnell eine solidarische Gemeinwesenkultur innerhalb der Gemeinschaftsgärten und im Sozialraum entstehen (vgl. Neff 2009, 44). Durch die Gartengemeinschaft können familienähnliche Strukturen entstehen, die Parallelen zu bekannten Systemen aufweisen. Da diese Anknüpfungspunkte Sicherheit und ein Zugehörigkeitsgefühl zur Gruppe schaffen, entsteht eine neue Gemeinschaft, welche an Vertrautes anschließt (vgl. Taborsky 2008, 98-99). Andererseits entsteht ein für viele ungewohntes und Neues Miteinander, das aus Menschen besteht, die erst einmal nicht zusammen zu gehören scheinen (vgl. Peter 2005, 92).

Da alle, unabhängig von ihren Besonderheiten, an ein und derselben spezifischen Struktur teilhaben, hat jeder ein Anrecht darauf, als Mensch, also – nach Kant – *als Zweck und nicht als Mittel*, als Subjekt und nicht als Objekt behandelt zu werden (vgl. Camilleri 2006, 47). Die interkulturellen Gärten in Deutschland haben mit den Allmenden und den Gartengemeinschaften der Community Gardens der USA gemeinsam, dass sie ganz wesentlich auf Strukturen aufbauen, welche die aktive Teilnahme und Mitbestimmung der jeweiligen Mitglieder am Organisationsprozess voraussetzen. Dies hat Einfluss auf die inneren Strukturen der jeweiligen Gemeinschaften und auf die Stellung der Mitglieder außerhalb dieser Gruppen. Indem einerseits ihr Selbstvertrauen und ihre Selbstachtung steigen, nehmen sie sich als wichtige Mitglieder der Gesellschaft wahr, deren Stimmen registriert werden (vgl. Taborsky 2008, 97).

6.4.Integration durch Engagement

Interkulturelle Gärten fördern den Kontakt unter den Bewohnern und zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppen. Die Identifikation mit dem Viertel äußert sich auch in gesteigertem Gemeinschaftssinn und führt in manchen Fällen dazu, dass GärtnerInnen einen Teil ihrer Ernte an bedürftige Familien, ältere Menschen und lokale Suppenküchen verschenken (vgl. Meyer-Renschhausen 2004, 67-68). Eigene Leidenserfahrungen durch Kriege, Flucht und Isolation erzeugen Verständnis für benachteiligte Menschen und die Gelegenheit, selbst aktiv sein und helfen zu können, wird von vielen als beglückend empfunden: „Dann würde ich gern selbst ein Blumenprojekt machen für alte und einsame Leute und für Menschen, die depressiv sind. Durch die schönen Blumen und den guten Duft könnten sie ihre Sorgen für eine Stunde vergessen und sich freuen“ (Abdulaeva nach Jakosch 2009, 23).

Auch in der Vereinsarbeit müssen TeilnehmerInnen oft Verhandlungsgeschick, Geduld und die Bereitschaft, Konflikte zu bereinigen, erlernen und einbringen (vgl. Gasch 2008, 18). Sich mit viel Einsatz, Phantasie und Initiative freiwillig für die Gärtnergemeinschaft zu engagieren erfordert Mut und Opferbereitschaft (vgl. Helphand 2009, 32). Doch das ehrenamtliche Engagement der AktivistInnen und Freiwilligen dient zugleich dem Erhalt des Rechts auf umfassende Selbstbestimmtheit (vgl. Meyer-Renschhausen 2004, 16).

Das Selbsthilfepotential von Migranten im Integrationsprozess durch ihr aktives bürgerschaftliches Engagement sollte in der Migrationsforschung und in der Politik mehr Beachtung finden (Hunger 2002, 19). Die Gärten sind mehr als nur Orte der Gemüseproduktion, sie sind Orte des zivilgesellschaftlichen Engagements insbesondere für diejenigen, von denen dies am wenigsten erwartet wird (vgl. Müller 2009, 4).

6.5. Bildungsarbeit an interkulturellen Gärten

Die interkulturellen Gärten leisten niedrig-schwellige Bildungsarbeit auf mehreren Ebenen und für unterschiedliche Zielgruppen. Zunächst sind die Gärten poetische und narrative Räume, in denen Geschichten Form annehmen und zu Gehör gebracht werden. Zwischen dem Erinnerungs-raum, dem Raum der Worte und dem Pflanzen-Raum können kreative Verbindungen gelegt werden, die unbemerkt auch therapeutisch wirken (vgl. Werner 2008, 3).

Das Gärtnern dient der Aneignung des öffentlichen Raumes durch MigrantInnen für eine Kultur der Begegnung und der Gastfreundschaft, aber auch für die Fruchtbarmachung von lokalem ökologischem Wissen (vgl. Müller 2011, 33). Dabei können traditionelle Methoden der nachhaltigen Bewirtschaftung (z.B. bestimmte *Mischkulturen* und *Hochbeete*) das „Wie“ und wissenschaftliche Erklärungen das „Warum“ liefern (vgl. Krasny 2009, 54). Bildungsformen können so entwickelt werden, die Mehrheiten und Minderheiten gleichermaßen zum gegenseitigen Zuhören erziehen (vgl. Camilleri 2006, 54).

Gärtnerische Tätigkeit enthält Wissen, das nicht über Bücher vermittelt werden kann (vgl. Taborsky 2008, 17). Es wird „im Tun“ und „über den Gartenzaun“ weitergegeben. Die Weitergabe von gärtnerischem Know-how in Form von *Workshops* an die TeilnehmerInnen wird hingegen nicht immer angenommen (Buttinger 2010, 23-24). Bevor die „besondere Situation der TeilnehmerInnen“ dafür verantwortlich gemacht wird, sollten die ungewohnte Form der „formellen“ Wissensvermittlung, mangelndes Sprachverständnis sowie ungleiche Ausgangspositionen im Bildungsstand bedacht werden. Großes Interesse zeigen MigrantInnen daran, sich mit ökologischen Problemen zu beschäftigen, wenn sie sich direkt davon betroffen fühlen. Ein (preisgekröntes) Bildungsprojekt der internationalen Gärten in Göttingen nannte sich: „Lebendiger Boden – lebendige Vielfalt. Die *grüne Sprache der Völker*“. Die TeilnehmerInnen beschäftigten sich mit Veränderungen der Natur durch menschliche Tätigkeit, der Verbannung von Natur aus dem Bewusstsein, der Rolle der Religionen für Bewusstsein und Handeln, mit Formen der Bodennutzung durch den Menschen, Monokulturen, der Verarmung des Bodens, Interessenskonflikten um den Boden als Ressource, dem Boden als Grundlage für die Nahrungsmittelproduktion und mit dem Boden als kostbares Gut (vgl. Benzler 2002, 311). Ein weiterer Themenkreis, der sich für niedrig-schwellige Bildungsarbeit an interkulturellen Gärten sehr eignet, ist das Thema *Gesundheit und Ernährung* – nicht zuletzt, da es helfen kann, soziale Ungleichheiten bezüglich des Gesundheitsstatus zu verringern (vgl. Neff 2009, 43).

Integration durch Bildung findet statt, wenn Lernprozesse erwünscht sind, wenn sie vielseitig und auf mehreren Ebenen stattfinden. Wird Bildung als Teil des *empowerment* betrachtet und eingesetzt, lassen sich „gutgemeinte“ Fehler schon im Planungsstadium vermeiden.

6.6.Subsistenz und Integration

Gärten sind in allen Ländern der Erde wichtige „Reservate der Subsistenzwirtschaft“ in Notzeiten und lebenswichtige Unterstützung für Menschen mit geringem Einkommen. Über Jahrhunderte hinweg erfüllten sie für Unterdrückte und ausgebeutete Menschen, die Funktion der Selbstversorgung (Kälber 2011, 279). In dieser Funktion sprechen sie in erster Linie Menschen an, denen der Zugang zu frischem, giftfrei produziertem Gemüse ein Anliegen ist und stellen dabei Querverbindungen zwischen Generationen und Kulturen her. Familien oder nachbarschaftliche Gemeinschaften, die auf vorhandenes Wissen über den Anbau von Obst und Gemüse verfügen, haben die besten Ausgangschancen, Krisen zu überstehen (vgl. ebd., 283). Dieses Selbstverständnis teilen viele Einwanderer mit einer Generation von Deutschen, die das Vertrauen in die Nachhaltigkeit des vorherrschenden Wirtschaftssystems verloren haben und sich mit der Abwertung landwirtschaftlicher Tätigkeit sozialen Handelns nicht abfinden möchten, welches nach den Worten der indischen Forscherin Vandana Shiva durch das kapitalistische Patriarchat hervorgebracht wurde (vgl. Taborsky 2008, 86). Die Mentalität des Gebens und Nehmens, so wie es viele MigrantInnen aus ihrer Heimat kennen, wird im interkulturellen Garten wieder zur Gewohnheit. Anderen Gärtnern Samen aus dem Heimatland mitzubringen, gereifte Früchte zu verschenken oder bewährte Rezepte weiterzugeben ist Ausdruck von Gegenseitigkeit, freiwilliger Verpflichtung und Sorge füreinander (vgl. Schrack 2009, 47). In diesem Prozess der Aufwertung und Sichtbarmachung von Subsistenzarbeit wird vielfach Austausch und gegenseitiges Lernen erlebt.

6.7.Integration durch Organisationstätigkeit

Den rechtlichen Rahmen für die Gärten bildet meist die Gründung eines Vereins (vgl. Peter 2005, 82). Mit dem Vereinsleben und der Schaffung von Satzungen, Vereins- bzw. Gartenregeln lernen Zuwanderer auch etwas typisch Deutsches kennen (vgl. Schrack 2009, 44). Viele Mitglieder der Gärten haben weder Internet noch Computer. Dennoch gelingt es (wie am Beispiel des *interkulturellen Garten Minden*) besonders den Frauen, kollektive Feiern, Feste und andere Aktionen erfolgreich zu organisieren, indem sie auf vorhandene Netzwerke zugreifen und sich mündlich oder telefonisch absprechen. Beim gemeinsamen Organisieren lernen sich

Deutsche und Zuwanderer mit ihren Stärken und Schwächen gut kennen und erfahren ein solidarisches Miteinander durch kollektive Erfolge und Misserfolge. Die Vermittlung zwischen Planung und Ungewissheit wird dadurch immer wieder zum Experiment (vgl. Müller 2006b, 408). Das in den Gärten übliche Prinzip der Basisdemokratie, was heißt, dass bei allen Entscheidungen alle mitreden können und sollen, macht Entscheidungsprozesse langwieriger, aber langfristig zufriedensteuernder, als „Top-Down“-Prozesse.

6.8. Die Produktion von Selbstwert als Hilfe zur Integration

Eine wesentliche Leistung interkultureller Gärten ist Anerkennungsproduktion. Niemand kommt als unbeschriebenes Blatt in dieses Land: Kompetenzen und Wissensbeständen wurden mitgebracht (vgl. Müller 2009, 4). Flüchtlinge stammen häufig aus der Mittel- bis Oberschicht und waren in ihren Heimatländern in qualifizierten Berufen tätig (vgl. Brenner 2008, 303). Viele leiden unter dem sozialen Abstieg, der sie beispielsweise *vom diplomierten Meereskundler zum Kraftfahrer, Busfahrer und Bauarbeiter* werden, und vielfach an stressbedingten Erkrankungen leiden lässt (vgl. Finkelstein 2006, 92).

Die Gartenarbeit wirkt identitätsbildend. Kinder lernen die Herkunft der Eltern und Großeltern erahnen (Meyer-Renschhausen 2004, 55). Die Gärten werden gerne als Raum für Familienpicknicks genutzt und damit an traditionelle Ausflüge angeknüpft (vgl. Böhme 2009, 45-46). Die Schaffung von halb-öffentlichem Freiraum dient nicht nur zur Kompensation beengter Wohnverhältnisse, sondern besitzt auch auffordernden Charakter, da spontaner Blickkontakt häufig zu zwanglosen Einladungen auf dem *gemeinsamen Territorium* führt.

Produktiv zu sein stärkt das Selbstbewusstsein. Dabei kommt es weniger auf die erzeugten Produkte an, als darauf, mit welcher Hingabe, welchem Aufwand, mit wessen Hilfe, also vor welchem menschlichen Hintergrund sie entstanden sind (vgl. Helphand 2009, 21). Sich heimisch fühlen in der Welt ist für Zuwanderer oft nur möglich, wenn sie etwas geben oder anbieten, sich in Gegenseitigkeit üben können (Müller 2002, 55). Dazu verschaffen interkulturelle Gärten in mehrfacher Hinsicht die Gelegenheit.

Selbstwert entsteht aber auch aufgrund der therapeutischen Wirkung des Gartens, die sich – abgesehen von physischen Aspekten – in der Metaphorik erschließt: *Gärtnerische Haltung* kann heißen, sich selbst wie einen Garten zu pflegen, den eigenen Körper und die eigene Person. Ein *gärtnerischen Umgang mit sich und anderen* hilft, sich selbst und anderen umsichtige Unterstützung und Beschränkung beim gemeinsamen Wachsen zu geben und so Vertrauen und Verantwortung zu entwickeln (vgl. Plahl 2004, 65-66).

6.9. Integration und Religion an interkulturellen Gärten

An interkulturellen Gärten treffen sich Menschen mit völlig unterschiedlichen religiösen Bekenntnissen und Einstellungen zu einem gemeinsamen Projekt. Die gemeinsame Basis bilden dabei das Interesse und die Freude am Garten. Dieser bietet nicht nur aufgrund der gemeinsamen materiellen Basis eine gute Grundlage für das Erlernen gegenseitiger Wertschätzung, sondern dient auch als stetiger Lieferant für, allen Traditionen geläufige, verbindende Symbole. Gerade die pflanzlichen Prozesse sind die allgemeinsten Prozesse des Lebens, auch des unseren. So finden sich *Pflanzen als lebende Symbole kosmischer Zusammenhänge*, und die Mitglieder archaischer Gemeinschaften beschreiben ihre Sozialbeziehungen in botanischer Expressivität (vgl. Weber 2011, 244).

Schon das Wort *Pareideza*, das auf persisch „Umzäunung“ oder „Umfriedung“ bedeutet, erinnert durch die Assoziation mit dem *Garten Eden* an den Mythos der pervertierten Kulturschaffenden Tätigkeit des Menschen, die zur *Vertreibung aus dem Paradies* führte. Für die orientalischen Religionen wie Judentum, Christentum und Islam, die aus der Wüste kamen, ist ein *bewässerter Garten* zugleich Bild der Verheißung. Die Erdverbunde *Maria*, das Moment des Weiblichen und Erotischen, wird (durch die katholische Kirche) symbolisiert im *Paradiesgärtlein*, indem der *Lebensbaum*, Jesus Christus, gepflanzt ist (vgl. Eckholt 2004, 158-168). Auch Bäume finden sich in jeder Kultur als Symbole (vgl. Weber 2011, 242-243). Das Erkennen der symbolischen Gemeinsamkeiten aller Religionen hilft, Vorurteile und Ängste zu überwinden. Doch auch das durch gemeinsames Arbeiten entstandene Vertrauen ist eine gute Basis für kommunikativen Austausch. So erfahren Einheimische zum Beispiel, dass die Muslime in Deutschland aus völlig verschiedenen Kulturen und Zusammenhängen kamen und kommen, weshalb die Auslegung und Wahrnehmung ihrer eigenen Religion stark divergiert (vgl. Finkelstein 2006, 62). Ziemlich jede mögliche Einstellung zu sozialen wie religiösen Fragen und Entwicklungen wird von Muslimen geäußert und auch mit dem Koran begründet (vgl. ebd., 61). Damit bestehen Positionen, die weniger grundsätzlich kontrovers sind als vielmehr verschiedene Aspekte in den Fokus nehmen, die zu verschiedenen Lösungswegen führen. Die Frage: „*Kann der Islam relevant werden in Bezug auf gegenwärtige gesellschaftliche Probleme, ohne seine Identität einzubüßen?*“ ist auch der christlichen Religion wohl bekannt (vgl. Nökel 2006, 6). Eine differenziertere Betrachtung der *Anderen* ermöglicht so auch die bessere, kritische Wahrnehmung des *Eigenen*. Daraus folgt in der interkulturellen Arbeit immer wieder die Suche nach universalen ethischen Normen: „Der eigene Glaube kann nur dann als vernünftig gelten, wenn er weiß, dass er ein Glaube ist und sich von Aussagen der Wissenschaft zu unterscheiden weiß, sowie sich positiv zu moralischen Grundsätzen ver-

hält, die unabhängig, für alle moralisch verantwortlichen Personen gleichermaßen gelten“ (Forst 2008, 20). Unterschiedliche religiöse Normen erfordern gegenseitige Toleranz, die zu Entwickeln zu den Aufgaben interkultureller Begegnungen gehört.

6.10. Kommunikation an interkulturellen Gärten

Interkulturelle Gärten sind Begegnungsstätten. Sie bieten immer Gesprächsstoff. Erfahrungen im Bezug auf das Gärtnern werden ausgetauscht oder gegenseitige Hilfe geleistet (vgl. Wildemann 2008, 98). Die außergewöhnliche Vielfalt der Diskursteilnehmerinnen bietet eine große Breite an Zugängen, die aber erst an die Oberfläche gebracht werden muss (vgl. Taborsky 2008, 19). Interkulturelle Gärten ziehen ehemalige Bauern ebenso an wie städtische Intellektuelle, Industriearbeiter wie Hartz IV-Empfänger, türkische Hausfrauen wie persische Künstler (Müller 2009, 4). Die Inklusion „bildungsferner Schichten“ ist dabei eine Besonderheit interkultureller Gärten (vgl. Wildemann 2008, 54).

Gewohnte Formen der Kommunikation scheitern für viele Migranten am mangelnden Interesse der Nachbarn (vgl. Wildemann 2008, 82). Die Gartengemeinschaft bietet neue Möglichkeiten des Austausches und der gegenseitigen Verständigung. Leider fällt es deutschsprachenden TeilnehmerInnen oft schwer, bei Diskussionen auf die geringen Sprachkenntnisse der AusländerInnen Rücksicht zu nehmen (vgl. Gaschl 2008, 28). Dadurch fühlen sich diese häufig ausgeschlossen oder diskutieren ihrerseits untereinander in ihren Sprachen. Wird dies unterbunden, entsteht ein Gefühl der Diskriminierung. Dass *Sprachkenntnisse ein Nebeneffekt entspannter und positiv besetzter Kommunikation* sind, lässt sich besonders gut an Kindern beobachten.

Sprache ist zwar das wichtigste, aber keineswegs das einzige Kommunikationsmedium. *Körpersprache* wird ebenfalls wahrgenommen und meist ohne bewusste Kenntnis ihrer Regeln und Grammatik decodiert (vgl. Nicklas 2006c, 126-127). Auch dadurch entstehen Missverständnisse. Ein Beispiel: „Hier fragt man mich tatsächlich, warum ich jemanden anlächle. Da habe ich schon gehört: Was guckst du so blöd!“ (Wittneben 2005, 61). Eine andere junge Frau meinte, die emotionale Wucht ihres Ausdrucks sei von Deutschen als *anmaßend, unangenehm, manchmal sogar als Bedrohung* empfunden worden (Avantario 2006, 176-177).

Umgekehrt kann das Kommunikationsverhalten deutscher ProjektteilnehmerInnen von anderen negativ gedeutet oder missverstanden werden.

Für manche bedeutet das Umfeld Garten die Möglichkeit einer neuerlichen Öffnung fremden Menschen gegenüber, die durch einen relativ geschlossenen, fixen Freundeskreis verloren gegangen ist (vgl. Böhme 2009, 84). Es sollte aber auch nicht übersehen werden, dass manche

GärtnerInnen im Garten zur Ruhe kommen wollen und nur ein geringes Kommunikationsbedürfnis haben. Ein Projekt mit dem Anspruch, partizipativ zu sein, sollte die Ansichten und Wünsche der TeilnehmerInnen unbedingt berücksichtigen (vgl. Wildemann 2008, 96).

Auch die Kommunikation über elektronische Medien spielt eine Rolle an interkultureller Gärten. Während die Einrichtung einer Website für die *Außendarstellung* allgemein empfohlen wird, führt die Verwendung des Internets, um per Email den *Informationsfluss* aufrecht zu erhalten zu Benachteiligungen gegenüber vielen GärtnerInnen ohne entsprechende technische Ausrüstung (Buttinger 2010, 41). Der interkulturelle Garten in Minden verwendet z.B. stattdessen SMS-Benachrichtigung per Handy, nachdem festgestellt werden konnte, dass in jeder Familie mindestens ein Mobiltelefon vorhanden ist.

6.11. Integration an interkulturellen Gärten durch Vernetzung

Die interkulturellen Gärten im deutschsprachigen Raum sind untereinander vernetzt und werden durch die „Stiftung Interkultur“ darin unterstützt, Erfahrungen auszutauschen und dadurch individuelle Lernprozesse zu beschleunigen. Die Teilnahme an einem interkulturellen Garten verbindet Menschen unterschiedlicher Lebenswelten miteinander und verknüpft dadurch auch deren soziale Netzwerke untereinander. Für viele TeilnehmerInnen ist dies ein großer Gewinn. Soziale und politische Vereinigungen, ökologische Verbände, Stadtteilinitiativen, Künstlergruppen, Migrantenorganisationen, Schulen, Jugendzentren, Gartenbauvereine u.v.m.: Aufgrund der vielfältigen Wirkungsaspekte treffen an interkulturellen Gartenprojekten die Vertreter unterschiedlichster Interessengruppen erstmals aufeinander und bilden neue Netzwerke aus.

6.12. Kinder und Jugendliche an interkulturellen Gärten

Die integrative Wirkung interkultureller Gärten wird häufig anhand der Empowerment-Aspekte für Frauen mit Migrationshintergrund erforscht und dargestellt. Selbstverständlich spielen Frauen eine besonders große Rolle in den Projekten, die man als *Schlüsselrolle* bezeichnen könnte, weil sie in vielen Kulturen die Hauptakteurinnen gärtnerischer Subsistenzwirtschaft sind, und weil sie als Mütter meist mehr Zeit mit Haushalt und Kinderbetreuung verbringen, die auch Gartenarbeit mit einschließen kann. Ähnliches gilt auch für ältere Menschen, die eine nicht zu unterschätzende Rolle in der Kinderbetreuung, sowie in der Weitergabe identitätsbildender Traditionen und Erinnerungen spielen.

Ein besonders deutlicher Indikator für die Integration von Migranten ist jedenfalls die Situation der Jugendlichen und die Perspektiven, die sie in der Aufnahmegesellschaft vorfinden. Sie spiegeln sowohl die Einstellungen und Anpassungsschwierigkeiten ihrer Eltern wieder, als auch die Konflikte mit dem deutschen Schulsystem und mit ihren eigenen Ansprüchen an sich und das Leben in der Gesellschaft. Loyalitätskonflikte und Schuldgefühle belasten die jungen Menschen, wenn sie sich entgegen den Vorstellungen ihrer Eltern der Kultur des Aufnahmelandes anpassen (vgl. Nestmann 1999, 175). Einigen Eltern erscheint die Alltagsbewältigung in einer westlichen, freiheitlichen Gesellschaft als Zumutung. Sie sind von der Entwicklung ihrer Kinder überfordert und gestalten sie nicht, sondern halten sich heraus.“(Henry-Huthmacher 2008, 180).

Junge, männliche Migranten gelten als die problematischste Gruppe in der Betreuung von Quartiersmanagern und Sozialarbeitern (vgl. Nouripour 2007, 144). Unauffälliger sind hingegen die Schwierigkeiten der Mädchen, die aus Furcht vor möglichen negativen Einflüssen und Sorge um den Ruf der Familie in ihrer persönlichen Freiheit oft sehr eingeschränkt werden: „*Wie Gefängnis. Ich bin Schule gegangen und wieder zurück*“ (Wildemann 2008, 67). Vielen Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund hilft es sehr, wenn sie eine Person finden, der sie vertrauen und sich anvertrauen können. Jemand, der sie annimmt, ihr Gefühl, diskriminiert und ausgeschlossen zu werden ernst nimmt und sie respektiert (vgl. Wolf-Amanasreh 2006, 201).

Solche Begegnungen begünstigt der kommunikative, offene Rahmen eines interkulturellen Gartens. Im Rahmen amerikanischer *Community Gardens* wurde ein Programm entwickelt, dass jungen Menschen helfen sollte, naturwissenschaftliches Lernen im eigenen kulturellen Kontext zu ermöglichen. Es stellte sich heraus, dass „*Garden Mosaics*“ vor allem durch die Förderung positiver Beziehungen zwischen den Generationen der ethnischen Gemeinschaften sehr erfolgreich war. Es gelang, Brücken zu schlagen zwischen interessierten Jugendlichen und engagierten älteren Teilnehmern, deren Wissen und Erfahrung anerkannt und weitergegeben wurde (vgl. Krasny 2009, 57).

Kinder und Jugendliche zerstören manchmal Dinge, weil sie sich langweilen und nicht sinnvoll mit ihrer Energie umgehen können. Werden ihnen jedoch sinnvolle und verantwortliche Aufgaben zugewiesen, sind sie oft begeistert bei der Sache (vgl. Rosol 2006, 260-261). Neben einem Ort für gärtnerische Tätigkeiten kann der Garten auch ein Platz für Aktivitäten sein und stellt Baumöglichkeiten, Raum für kreative Ideen und Bewegungsfreiheit zur Verfügung (vgl. Neff 2009, 32). Für Kinder, aber auch für Jugendliche, kann er ein sozialer Treffpunkt im Stadtteil sein und Erfahrungen mit der Natur ermöglichen. Für das psychische und emotionale

Wohlbefinden von Kindern und für die Entwicklung kognitiver Fähigkeiten ist es nachgewiesenermaßen förderlich, viel unstrukturierte Zeit in der Natur zu verbringen (vgl. Krasny 2009, 50). „Die Kinder können den Prozess des Entstehens verfolgen, bekommen gesundes, frisches Gemüse zu essen und sind außerdem an der frischen Luft“ (Wildemann 2008, 96).

Als gelungene Kombination kann auch die Errichtung eines öffentlichen *Abenteuergartens* in unmittelbarer Nachbarschaft eines interkulturellen Gartens Kindern als Erlebnis und Bewegungsraum dienen (vgl. Neff 2009, 32). Die positiven Effekte kommen allen zugute: „Bisher langweilen sich gerade die größeren Kinder. Es gibt nicht genügend Platz, um Fußball zu spielen und in den Wald dürfen sie alleine nicht gehen. Wenn die Kinder sich weigern, in den Garten zu kommen oder sich konstant über Langweile beklagen, haben auch die Mütter wenig Freude und bleiben nur kurz“ (Wildemann 2008, 115-116).

Über Kooperationen mit Einrichtungen der Kinder- und Jugendarbeit ist an interkulturellen Gärten auch *professionelle Betreuung* für Kinder und Jugendliche in einem gewissen Rahmen denkbar (vgl. ebd., 262). Auch hier kann unter günstigen Bedingungen Begegnung zwischen deutschen und zugewanderten Kindern stattfinden, sodass die Erfahrung fremder Kultur für die Kinder fruchtbar wird, indem sie den Reichtum und die Vielfalt der Differenzen wahrzunehmen und Irritationen durch das kulturell Fremde produktiv nutzen lernen (vgl. Müller 2006b, 410).

6.13. Integration durch Konfliktbewältigung

Interkulturelle Gärten bieten zahlreiche Gelegenheiten, Konflikte zu erleben und gemeinsam zu lösen. Unabhängig davon, ob es sich dabei um „interkulturelle“ Konflikte handelt, kann die Konfliktbewältigung in der GärtnerInnengemeinschaft als Integrationsprozess betrachtet werden, da sie immer auch mit interkulturellen Lernprozessen einhergeht und zu weiterer Kommunikation anregt. Projekt-InitiatorInnen sollten sich nicht der Illusion hingeben, dass Toleranz die Grundhaltung bei Flüchtlingen sei und deshalb ein gemeinsames Arbeiten in den Gärten von selber gut laufen müsse (vgl. Peter 2005, 77).

Konflikte können als *Hinweise auf systemische Probleme* gedeutet werden, und als *Zeichen fälliger Strukturveränderung*. Es kommt nicht darauf an, sie zu beseitigen und einen Konsens herzustellen, sondern *Bedingungen zu schaffen, unter denen Dissense verarbeitet werden können* (vgl. Liebe 2006, 365). Lange unsichtbar gebliebene Konflikte werden durch die neu geschaffene Nähe zu Menschen mit konträren Ansichten, oder aus nicht vertrauten Lebenswelten spürbar, und drängen nach Bearbeitung. Wenn die Beteiligten lernen, einander zuzuhören und sich zu einigen, obwohl sie dabei unter Umständen ihre Differenzen noch verdeut-

lichen, vollziehen sie einen Lernprozess, der zu „Perspektivübernahmefähigkeit“ und „Empathiefähigkeit“ führt. Dieser Prozess kann durch eine/n *MediatorIn* ermöglicht werden (vgl. Eppenstein 2008, 154). Anstatt Problemen auszuweichen, wird die *Konfliktfähigkeit* der Beteiligten gezielt gefördert, damit sie flexibel auf Anforderungen reagieren können und dabei ihre Ressourcen zur *konstruktiven Bewältigung* einsetzen (vgl. Neff 2009, 41). Das Prinzip der *Reziprozität* etwa wird in allen Gesellschaften gelehrt. Menschen scheinen die ererbte Fähigkeit besitzen, Reziprozität und soziale Regeln zu nutzen, um damit ein breites Spektrum sozialer Dilemmata zu überwinden (vgl. Taborsky 2008, 70).

„Interkulturell“ muss nicht jeder soziale Konflikt sein, der zwischen Angehörigen unterschiedlicher Nationalitäten entsteht. Kulturell relevante Aspekte sollten jedoch in der Konfliktanalyse nicht unterschlagen werden (vgl. Eppenstein 2008, 152). Nicht in jedem Fall sind perzeptive Deformationen, stereotype Wahrnehmungen und Vorurteile für Probleme verantwortlich. Sie können ebenso auf tatsächlichen kulturellen Unterschieden beruhen (vgl. Hagen/Nicklas 2006, 81). Auch das explizite Formulieren von Konflikten und Schuldzuweisungen sollte zugelassen werden, sofern dies aus psychologischer Sicht sinnvoll erscheint (vgl. Camilleri 2006, 52). In manchen Fällen ist die Verwurzelung im traditionellen Denken und Handeln so tief, dass Recht und Gesetz nicht anerkannt wird, wenn etwa gewalttätige Menschen kein Unrechtsbewusstsein aufweisen (vgl. Henry-Huthmacher 2008, 186-187). „Eine Metaregel muss allerdings vorausgesetzt werden: dass man sich streiten dürfe“ (Hagen/Nicklas 2006, 80).

Auf jeden Fall hat die Bewältigung von Konflikten in einer Gruppe gleichberechtigter Menschen mit und ohne Migrationshintergrund Signalwirkung nach außen. Besonders Jugendlichen kann das Vorleben friedlicher Konfliktlösungen Anreiz zur Nachahmung geben (Henry-Huthmacher 2008, 188).

7. Negative Erfahrungen und Schwierigkeiten an interkulturellen Gartenprojekten

Die angeführten Voraussetzungen für die Arbeit mit Menschen an interkulturellen Gärten führen durch das Zusammentreffen von Erwartungen und Wirklichkeit in der Praxis zu Disharmonien, die zusammenfassend beschrieben werden sollen. Dass Konflikte nicht nur negative Aspekte haben, wurde bereits deutlich gemacht. In manchen Fällen ist es hilfreich, sich über deren Ursachen Gedanken zu machen, um ihre fortdauernde Wiederkehr wenn möglich

zu verhindern. Ist dies nicht möglich, kann eine grundsätzliche Klärung der Problematik dabei helfen, persönliche Reibereien durch sachliche Diskussionen zu ersetzen.

Grundsätzlich scheint eine Einigung auf universelle moralische Regeln notwendig, um im interkulturellen Kontakt Konflikte lösen zu können. Moralische Regeln implizieren aber auch eine Verpflichtung, gegen nicht-rechtfertigbare Übertretungen einzuschreiten (vgl. Nummer-Winkler 1994, 101). Wenn Normen, die wesentliche Bereiche der Person betreffen, nicht koexistenzfähig sind, zum Beispiel die Interaktionsform zwischen Individuen, die Definition der Geschlechterrollen oder der Umgang zwischen den Geschlechtern, wird es besonders schwierig (vgl. Nicklas 2006c, 127-128). Hier liegt eine der besonderen Herausforderungen interkultureller Projekte. Dass durch den Kontakt zwischen Gruppen aus verschiedenen Ländern ein besseres Verständnis erreicht und Vorurteile abgebaut werden könnten ist eine Hoffnung, die häufig mit Begegnungsprogrammen verbunden wird (vgl. Nicklas 2006b, 115). Dieser Effekt wird auch von interkulturellen Gärten erwartet. Welche Faktoren dies behindern, soll nachfolgend erläutert werden.

7.1. Interne Konflikte

In interkulturellen Gärten treffen Menschen mit sehr *unterschiedlichen Deutschkenntnissen* und auch *unterschiedlichen Vorstellungen und Erwartungen* aufeinander. Der Verlust von materiellen Gütern und sozialen Netzwerken durch das Verlassen der Heimat macht die Menschen empfänglich für seelische Verletzungen und verstärkt die *Sensibilität* für Konfliktfelder, die sich sowohl außerhalb wie innerhalb der Gärten finden: Sozialneid, Geschlechterungleichheit, Konkurrenz, Angst, zu kurz zu kommen und das Bedürfnis, in besonderer Weise vorzukommen. Dazu kommen oft für Außenstehende schwer durchschaubare *politische Hintergrundkonflikte*, die die Atmosphäre vergiften können (vgl. Peter 2005, 81-82).

Auch die *Universalitätsansprüche*, mit denen manche ihre eigenen Werte und Rechte allen anderen Menschen überstülpen, zerstören die Interaktivität und Interkulturalität von Gesellschaften und Systemen. Diese kann nur funktionieren, wenn sich keiner für überlegen, besser wissend, reicher oder gottnäher hält, sondern wenn sich alle als gemeinsam Suchende und Erprobende sehen (vgl. Nicklas/Müller/Kordes 2006, 23-24).

7.1.1. Besondere Belastungen der TeilnehmerInnen

Dass *Kriegs- und Fluchttraumata* den Hintergrund vieler Biographien bilden, ist zwar bekannt, kann aber im Rahmen eines Gartenprojektes meist nicht aufgearbeitet werden (vgl. Peter 2005, 68). Lassen die GärtnerInnen ihre Trauer zu und stellen sich ihren nicht selten

traumatischen Erinnerungen, dann sind sie, wie alle Trauernden, hochsensibel (vgl. ebd., 101). Doch auch unausgesprochen nehmen traumatische Erlebnisse von ihren TrägerInnen Besitz und werden unbewusst verarbeitet. Diese Belastungen müssen beim Bearbeiten von Konflikten berücksichtigt werden. Gesellschaftliche Experimente, die vertraute Grenzen verschwinden lassen, stellen für TeilnehmerInnen an interkulturellen Gartenprojekten auch aus diesen Gründen meist eine Überforderung dar. Das Experiment einer Kommune, in der füreinander gesorgt und gepfflanzt wird, die den Gesetzen des Kapitalismus trotzt und zurück kehrt zur vermeintlich freien Natur, würde vermutlich an der Verteidigung von Eigentumsgrenzen scheitern (vgl. Sona 2011).

7.1.2. Schwierigkeiten in den Anfangsphasen des Projekts

Da sich in der Gründungsphase interkultureller Gärten die Gruppe vor allem mit der technischen und finanziellen Abwicklung des Projekts beschäftigt, wird der Gemeinschaftsbildungsprozess anfangs stark vernachlässigt, was als Manko erkannt, aber schwer zu vermeiden ist. Gleichzeitig beklagen die aktiveren GärtnerInnen oft das mangelnde Interesse anderer TeilnehmerInnen an gemeinschaftlichen Aktivitäten (vgl. Rosol 2006, 199-200). Schwierigkeiten können aber auch erst dann bearbeitet werden, wenn sie als solche überhaupt zugelassen werden. Auftretende Irritationen sollten nicht als Generator für neues Wissen im Vorfeld ausgeschaltet werden durch eine Haltung, die immer schon weiß, wie sie einzuordnen sind (vgl. Eppenstein 2008, 147). Es kann zum Versuch kommen, aufkeimende Differenzen untereinander, die bei einem Gruppenfindungsprozess ganz natürlich sind, mit einzelnen, interessierten MitarbeiterInnen zu besprechen und dabei auf deren Schultern abzuladen (vgl. Gaschl 2008, 24-25). Von Beginn an sollte großer Wert auf soziale Prozesse und die Stärkung der Selbstorganisationsfähigkeit der ProjektteilnehmerInnen gelegt werden (vgl. Rosol 2006, 200). Wichtig ist auch, zu bedenken, dass nur bei einer als *symmetrisch* gedachten Beziehung von „Begegnung“ gesprochen werden kann (vgl. Müller 2006b, 407).

7.1.3. Die Auswirkungen interkultureller Wandlung in den Familien

Viele Migrantenfamilien erleben vermehrt innerfamiliäre Konflikt- und Stresssituationen und –konstellationen durch ungleiche oder gar gegensätzliche Verläufe und Resultate interkultureller Wandlungsprozesse ihrer Mitglieder (vgl. Nestmann 1999, 176). Wenn beispielsweise Eltern auf die Übersetzungshilfe ihrer Kinder angewiesen sind, die schneller als sie Deutsch lernen, entstehen innerhalb der Familien *Generationsprobleme*, denn der Wissens- und Erfahrungsvorsprung der Älteren, auf den sich traditionell die Gehorsamspflicht der Jünger

gründet, wird damit außer Kraft gesetzt (Peter 2005, 68). Das spielt sich üblicherweise im Verborgenen, hinter verschlossenen Türen ab, so dass fast nichts an die Öffentlichkeit dringt (vgl. Stienen 1994, 7). In besonderer Weise trifft dies weibliche Familienmitglieder, deren spezielle Stärken häufig im Bereich Kommunikation liegen. Gerne wird dann versucht, den Feminismus als bloßes Produkt der westlichen Kultur zu disqualifizieren.

Bei dessen Zielsetzungen handelt es sich jedoch nicht um den durch die kapitalistische Wirtschaftsform geförderten Individualismus, sondern um das Selbstbestimmungsrecht aller Frauen, ungeachtet der kulturellen Traditionen, in denen sie leben (vgl. Marti 1994, 74). Einige männliche Einwanderer befürchten durch die Stärkung des Selbstbewusstseins ihrer Frauen einen Verlust an Respekt ihnen gegenüber (vgl. Siegle 2005, 122).

7.1.4. Störungen in der Beziehung zwischen OrganisatorInnen und TeilnehmerInnen

Leider fällt es ProjektinitiatorInnen häufig schwer, auf *Führungsansprüche* zu verzichten. Diese sind stets mit *guten Absichten* verbunden, die sich jedoch in einer Festlegung von Rollen auswirken kann: Es geht dabei oft um die Rolle des *Wohltäters*, der stolz auf die Stellung sein kann, die ihm das Schicksal zugewiesen hat, da er in der Lage ist, Wohltaten zu vollbringen. Hingegen ist, wer die Wohltaten in Empfang nimmt, in der Rolle des Erduldens (Taborsky 2008, 57). Diakonisches Handeln, das sich bemüht, einen Mangel auszugleichen, schafft für die HelferInnen eine „Position der Stärke“, die Kontakt ermöglicht und Bedrohung mindert (vgl. Peter 2005, 103). Werden Projekt-OrganisatorInnen jedoch von den TeilnehmerInnen in einer diktatorischen Rolle erlebt, fördern sie das *empowerment* nicht, sondern stehen ihm im Wege (vgl. Westphal 2009, 30).

Qualitätsmaßstab sollte zunächst das sein, was die Beteiligten als je *ihren* Gebrauchswert, als *ihre* Wünsche definieren (Müller 2006a, 402). „Für die Gründerinnen sollte ein Gemeinschaftsgarten mittels *Bottom Up* und nicht *Top Down* Prozessen passieren.(...) Aktivierung der Bevölkerung heißt nicht einen fertigen Garten anzubieten, sondern auf die Bedürfnisse der Menschen einzugehen und an Wünschen, Aktivitäten und Interessen anzuknüpfen und ihre individuelle Entscheidung, wie sie ihr Leben gestalten wollen zu respektieren“ (Böhme 2009, 33). Gerade an interkulturellen Gärten sollte dies möglich sein.

7.1.5. Verständigungsprobleme zwischen MigrantInnen und Deutschen

Die Zusammenarbeit an interkulturellen Gärten stellt TeilnehmerInnen manchmal vor unerwartete Schwierigkeiten, da viele zum ersten Mal *auf gleicher Ebene* mit Deutschen bzw.

MigrantInnen zusammenarbeiten. Dabei fällt es oft schwer, die eigenen Vorurteile zu entlarven. „Sie passen nicht zu unserem Selbstverständnis. Deshalb leugnen wir auch ethnozentrische und xenophobe Motive bei uns selber. Überheblich aufgrund der Zugehörigkeit zu einem Volk, einer Rasse oder einer sozialen Gruppe, vorurteilsbehaftet und fremdenfeindlich sind immer nur die Anderen (vgl. Nicklas 2006a, 93).

Der Umgang mit dem „Fremden“ wirkt verunsichernd. Dennoch sollte in der Begegnung jene arrogante, narzisstische Selbstreflexivität vermieden werden, die aus der Idee entsteht, Fremdbegegnung diene in erster Linie der eigenen Bereicherung und gleiche einem Umweg zu sich selbst. Dient der Fremde lediglich als Spiegel, in den zu schauen das eigene Ich stärkt, so drückt dies untergründige Missachtung des Anderen aus.

Die Auseinandersetzung mit dem Fremden kann sowohl die *Existenz von Andersheit akzeptieren* als auch *Vielfalt respektieren* ohne, dass ein Kampf um die Vorherrschaft oder die Entfremdung gegenüber der eigenen Kultur daraus resultieren. In manchen Fällen ist es Unbehagen an der eigenen Gesellschaft, die Erfahrung der Entfremdung, das Leiden an der Triebunterdrückung und an einem Leben aus zweiter Hand, das den Boden für den Aufbau von Gegenwelten bereitet – der *Idealisierung exotischer Kulturen* (vgl. Nicklas 2006a, 95).

Wird der Fremde als eine *Mischung aus Bedrohung und Faszination* wahrgenommen, kann er auch zum *Gast* erklärt werden, wodurch eine Beziehung der Distanz hergestellt wird. Will man diesen Gaststatus auf Dauer erhalten, erklärt man den Fremden zum *Hilfsbedürftigen* und definiert sich selbst dabei als Helfer, um eine Position der Stärke herzustellen (vgl. Peter 2005, 103). Von dieser Methode machen eher deutschsprachige Gruppenmitglieder Gebrauch.

Eine solche Haltung kann nur als Vorstufe der Inklusion betrachtet werden, da sie darauf angelegt ist, das Eigene vor dem Fremden zu beschützen, Distanz zu bewahren und bestehende hierarchische Strukturen zu festigen.

Auch Mediationsverfahren sind zu prüfen, ob sie nicht letztlich geschickte Strategien der Unterdrückung und Befriedung darstellen, bei denen Schwache und Machtlose übervorteilt und bestehendes Unrecht durch *Kommunikationstechniken scheinbar gewaltfrei* durchgesetzt wird (vgl. Eppenstein 2008, 153-154). Der Einsatz von Sprache sollte in der interkulturellen Arbeit generell kritisch betrachtet werden, da die Beteiligung an Gesprächen davon abhängt, ob jede/r Einzelne die Zeit und die Möglichkeit erhält, sich trotz geringer Deutschkenntnisse wunschgemäß einzubringen. Mangelnde Sprachkenntnisse beschränken besonders die Kommunikation zwischen älteren MigrantInnen und deutschen TeilnehmerInnen (vgl. Meyer-Renschhausen 2004, 24). Dies sollte jedoch nicht dazu verleiten, auf deren Beteiligung und aktive Mitarbeit zu verzichten.

Umgekehrt sollte man deutschsprachigen GärtnerInnen nicht jedes mal Absicht unterstellen, wenn sie gelegentlich vergessen, auf andere Rücksicht zu nehmen. Hitzige Debatten in der eigenen Landessprache zu führen ist eine natürliche Reaktion, die *jedem* zugestanden werden kann. Wesentlich dürfte dabei die Frage sein, ob Vermittlungs- und Übersetzungsbemühungen folgen oder exklusive Tendenzen überwiegen.

Als kulturell bedingtes Verständigungsproblem werden besonders häufig unterschiedliche Normen für den Umgang zwischen Männern und Frauen genannt. Unterschiedliche Auffassungen zur Rolle der Frau in Familie und Gesellschaft erfordern die Bereitschaft zu verständnisvollem und tolerantem Umgang miteinander, sowie zu stetiger Kommunikation und Lernbereitschaft. Da überwiegend Frauen als Unterstützerinnen interkultureller Gartenprojekte aktiv sind, deren Aktivität und Selbstständigkeit für Angehörige patriarchalisch geprägter Kulturen ungewöhnlich erscheint, halten sich diese teilweise mit kompetenten Beiträgen zurück, um nicht als zu belehrend abgelehnt zu werden (vgl. Gasch 2008, 20). Der Wunsch, Konflikte zu vermeiden, sollte jedoch nicht dazu führen, dass Gender-spezifische Ungerechtigkeit von allen eingeübt wird, sondern er sollte durch Beharrlichkeit und Dialog zum Abbau von Ängsten und Vorurteilen beitragen.

7.1.6. Gruppenbildung innerhalb interkultureller Gärten

Innerhalb interkultureller Gärten kann es zur Bildung einzelner Gruppen kommen, die sich nach ethnischer Herkunft zusammenfinden. „Die Gruppen erleichtern zwar insofern das Kennenlernen als das man, sobald man eine Person aus der Gruppe kennt, leicht Zugang zur ganzen Gruppe bekommt, gleichzeitig empfinden die einzelnen Mitglieder dadurch teilweise keine Notwendigkeit, mit den anderen Menschen im Garten in Kontakt zu treten. Außerdem ist es für Außenstehende, selbst wenn man mit der Gruppe bekannt ist, teilweise schwierig, sich dazu zu gesellen. Auch wenn man wahrscheinlich willkommen wäre, ist die Hemmschwelle hoch.“ (Wildemann 2008, 58). Auch aufgrund unterschiedlicher Bedürfnisse und Nutzungszeiten können sich Gruppen bilden, denn je nachdem, ob Menschen berufstätig sind (und zu welchen Zeiten) oder ob sie Kinder haben, kommen sie lieber am Abend nach der Arbeit, Nachmittags zusammen mit Kindern, oder Vormittags in aller Ruhe. „So treffen sich immer die gleichen GärtnerInnen, während sich andere sehr selten sehen“ (Böhme 2009, 73). Das muss keinesfalls problematisch sein, kann aber der Inklusion entgegenwirken. In Sacramento/Ca./USA scheinen sich besonders asiatische Einwanderer untereinander abzusprechen und möglichst viel gärtnerische Fläche für Gemüsebau zu nutzen. Daraus hat sich bereits eine *separate Bewegung* entwickelt (vgl. Nelson 2009, 35). In Deutschland wird es kritisch beobach-

tet, wenn etwa viele GärtnerInnen mit türkischem Migrationshintergrund an einem Gartenprojekt teilnehmen, die nur Türkisch miteinander kommunizieren, selbst wenn Deutsche anwesend sind. Es ist leicht, sich dabei ausgeschlossen zu fühlen. Hilfreich ist in solchen Fällen, andere zwischendurch immer wieder über den Gesprächsinhalt aufzuklären (vgl. Wildemann 2008, 59). Die internationalen Gärten Göttingen streben daher in ihrer Satzung die Ausgewogenheit der Nationalitäten in den Gärten an (vgl. Peter 2005, 82).

Keine Gruppe eines kulturellen Hintergrundes zu groß werden zu lassen, soll gewährleisten, dass sich alle GärtnerInnen gleichermaßen wohl fühlen (Wildemann 2008, 105). Nicht in jedem Fall lässt sich jedoch eine solche Regelung durchsetzen, ohne dabei andere Normen zu verletzen, die von der Gruppe allgemein anerkannt werden, wie dem Grundsatz, dass langjährige, engagierte Mitglieder solchen vorzuziehen sind, die wenig Engagement und Interesse zeigen oder unverlässlich sind. Die Definition von „Nationalitäten“ wirft ebenfalls Probleme auf, denn manche Staaten beherbergen unterschiedliche Nationen und Sprachkulturen. In manchen Fällen grenzen sich bestimmte Gruppen nach außen ab, weil es ihnen sehr viel bedeutet, unter sich zu sein. Es entstanden z.B. eigene Gärten für Frauen, in denen sie ungestört über ihre Probleme als Migrantinnen weiblichen Geschlechts sprechen können (vgl. Meyer-Renschhausen 2004, 48). Die gemeinsame Solidarisierung bestimmter Bevölkerungsgruppen über ethnische und soziale Grenzen hinweg kann ein wertvoller Beitrag zur Integration von MigrantInnen in Deutschland sein, solange dabei keine zusätzlich belastenden Fronten und Feindbilder geschaffen werden.

7.1.7. Mangelnde Beteiligung an der Verantwortung

In den meisten interkulturellen Gartenprojekten kristallisiert sich eine Kerngruppe heraus, die regelmäßig zu den Treffen kommt, Ideen und Vorschläge einbringt und Verantwortung übernimmt (vgl. Böhme 2009, 62). Ein häufiges Phänomen aller Projekte ist, dass Verantwortung bereitwillig abgegeben wird und später Kritik an den anschließend getroffenen Entscheidungen geübt wird. Um dieser Ambivalenz entgegenzuwirken, muss die Bereitschaft zur Beteiligung und zur Übernahme von Verantwortung erhöht werden. Beteiligung kann aber durch mangelnde Deutschkenntnisse oder fehlendem Internetzugang erschwert sein, wenn die Gruppenziele, -erwartungen und -normen dadurch nicht verstanden und erkannt werden (vgl. ebd., 64). Beständiges Ziel sollte nach dem Konzept interkultureller Gärten die *Teilhabe aller* sein. Diese sollte den Bedürfnissen der TeilnehmerInnen entsprechen. Bestehende oder fehlende soziale Netze, Handlungsräume und das individuelle Rollenverständnis sind als komplexes Zusammenspiel zu begreifen und zu berücksichtigen, damit möglichst viele Gärtnerin-

nen in einen Diskurs eingebunden werden können. Die Aktivitäten sollten besonders an den Interessen und Bedürfnissen der TeilnehmerInnen mit Migrationshintergrund ansetzen, aber gleichzeitig immer die Interaktion aller GärtnerInnen zum Ziel haben (vgl. Wildemann 2008, 116-117). Diesem Anspruch gerecht zu werden, kann besonders in Projektphasen, die rasches Handeln erfordern, hinderlich erscheinen. Doch nur transparente, demokratische Strukturen können die Übernahme von Verantwortung innerhalb interkultureller Gartenprojekte attraktiver machen. Wenn die meisten TeilnehmerInnen nur zu ihrer Parzelle kommen und sich sonst kaum einbringen, können die anderen ihre Motivation verlieren, sich weiterhin in einer organisatorischen Rolle zu engagieren (vgl. ebd., 106).

7.1.8. Ehrenamt und bürgerschaftliches Engagement als ungleich verteilte Aufgaben

In jedem interkulturellen Garten ist ehrenamtliches Engagement erforderlich, um die gemeinsamen, praktischen Ziele zu erreichen. Einzelne, die sich zum Beispiel als besonders kompetent beim Bau des Zauns oder der Hütte erweisen, können sich mit ihrem fachlichen Wissen in der Gruppe nicht immer gegen die Ungeduld, möglichst schnell etwas zu schaffen, durchsetzen (vgl. Gasch 2008, 20-21). In der Planungsphase kann es zu Missverständnissen kommen, die kulturelle, oder sprachliche Ursachen haben. Doch der Aufruf zur freiwilligen Mitarbeit erreicht nicht alle TeilnehmerInnen gleichermaßen.

Es wird behauptet, dass sich Leute mit zunehmender Bildung vermehrt im Ehrenamt engagieren, weil der Zugang zu Freiwilligenarbeit durch soziale Eingebundenheit und gute materielle Absicherung begünstigt wird (vgl. Böhme 2009, 56). „Die Mehrzahl derjenigen, die sich engagieren, stammt aus der Mittelschicht und weist ein relativ hohes Bildungsniveau auf“ (Müller 2009, 4). Die Verallgemeinerung, dass bürgerschaftliches Engagement in der Unterschicht eher gering ausgebildet sei – und darunter werde ein Großteil der Migrationsbevölkerung subsumiert – sollte nicht über mögliche Kommunikations-Schwierigkeiten hinwegtäuschen. Obwohl der Wunsch, mitzugestalten, nicht voraussetzungslos ist, und obwohl es eine wichtige Bedingung ist, dass Menschen sich in dem, was sie tun und wie sie leben respektiert und anerkannt fühlen (vgl. ebd.), ist die Zugehörigkeit zur *gebildeten Mittelschicht* keine Grundvoraussetzung für freiwilliges Engagement. Vielmehr entscheiden auch die *kulturell unterschiedlichen Signale der Kommunikation* über die Motivation zur Aktivierung persönlicher Ressourcen für die gemeinsame Sache. Wenn Verpflichtungen gegenüber einer religiösen Gemeinschaft oder familiäre Verantwortung mit freiwilligem Engagement konkurrieren, entscheiden sich viele Menschen, gleich welcher Gesellschaftsschicht oder Herkunft, gegen die

ehrenamtliche Tätigkeit. Besonders Frauen fühlen sich etwa verpflichtet, den Normen ihrer Herkunftskultur zu entsprechen, was zum Beispiel bedeuten kann, dass sie nicht mit unbekannten Männern zusammen arbeiten sollen. Aus diesem Dilemma hilft nur möglichst flexible Planung unter Berücksichtigung der inhomogenen Voraussetzungen. Im Zuge von *empowerment*-Prozessen kann es gelingen, TeilnehmerInnen für mehr ehrenamtliches Engagement zu gewinnen, denen zuvor der Mut fehlte, eigene Terminvorschläge zu machen oder hindernde Umstände zu benennen und zu beseitigen. Haben Menschen positive Erfahrung mit bürgerschaftlichem Engagement gemacht, neigen sie stärker dazu, sich erneut zu engagieren (vgl. Böhme 2009, 66-67). Anerkennung in der Gruppe sollte als Dank für die Arbeitsbelastung nicht fehlen, da ehrenamtliche Arbeit häufig nicht bekannt oder leicht ersichtlich ist (vgl. Rosol 2006, 257).

Für viele bedeutet bürgerschaftliches Engagement eine lang ersehnte Möglichkeit, sich aktiv und gestaltend in der Gesellschaft einzubringen, wenn Arbeitslosigkeit zu sozialer Isolation führte und relative Armut den Bewegungsradius erheblich einschränkt. Keinesfalls sollten aber die Projekte mit ihren freiwilligen Helfern *als Ersatz für bezahlte Arbeit* im Grünflächenbereich oder zur Legitimation eines weiteren *Abbaus des öffentlichen sozialen Angebots* dienen (vgl. Rosol 2006, 272). Diese Befürchtung kann der Motivation zu ehrenamtlichem Engagement diametral entgegenstehen.

Viele GärtnerInnen wären mit dem relativ geringen organisatorischen Aufwand einer Beibehaltung des Status quo im Garten als bequemstem und einfachstem Weg auch zufrieden. Das Integrations-Potenzial eines solchen Projekts wäre dann jedoch lange nicht ausgeschöpft (vgl. Wildemann 2008, 109).

7.2.Externe Konflikte

Hat sich an einem interkulturellen Garten eine Gemeinschaft gebildet, kann es sein, dass es manchen schwer fällt, den Garten auch für „Fremde“ offen zu halten. Sie würden ihn lieber zusperren und wünschen sich mehr Exklusivität (Böhme 2009, 77). „Wo Menschen und Menschengruppen aufeinandertreffen, wird das Verhältnis zwischen dem Ich und dem Anderen, der eigenen Gruppe und der fremden Gruppe geklärt und austariert“ (Hagen/Nicklas 2006, 80). Müssen TeilnehmerInnen diesen Vorgang häufiger erleben, als ihnen angenehm ist, und fühlen sie sich dadurch belastet, entsteht Unruhe und Unzufriedenheit. Sogar offene Konflikte können die Folge sein. Auch Räume der Entspannung sollten interkulturelle Gärten sein, und ausreichend Abgeschiedenheit und Ruhe bieten, damit Berührungsängste dem Interesse und der Neugierde weichen können.

Angst hat, so Riemann, auffordernden Charakter, das Leben in den Blick zu nehmen und es weiter zu entwickeln, (vgl. Peter 2005, 22). Diesen Aufforderungscharakter nicht zur Bedrohung werden zu lassen, erfordert manchmal aber viel „Fingerspitzengefühl“.

7.2.1. Konflikte mit der Bevölkerung im Stadtteil

Menschen, die im öffentlichen Raum Gärten anlegen und dabei mehr oder weniger freiwillig und bewusst ein bestimmtes Konzept repräsentieren, fühlen sich häufig beobachtet und dem Urteil der übrigen Bevölkerung ausgesetzt. „Manchen ist ihr exponiertes Arbeiten auf den Flächen auch unangenehm bzw. peinlich, da es kein selbstverständliches Verhalten im öffentlichen städtischen Raum ist“ (Rosol 2006, 261). Akzeptanz im Stadtteil wird nur mit Hilfe von Kommunikation erreicht, zu der es ausreichender Initiative bedarf. Die Teilhabe am Garten sollte der Nachbarschaft ermöglicht werden, um Neid zu verhindern, die Identifikation der Bewohner mit dem Projekt zu stärken und die Gefahr von Vandalismus zu minimieren. Etwas Eigenes, Wertvolles wird nicht zerstört (vgl. Böhme 2009, 79). Dennoch muss auf urbanen Flächen, besonders in Stadtteilen mit großer Relevanz für soziale Projekte, Störungen auf jeden Fall einkalkuliert werden. Die GärtnerInnen müssen diese Belastungen aushalten und damit zu Recht kommen. Das erniedrigende Gefühl, regelmäßig fremden Müll wegzuräumen, Hundedreck zu entfernen und Schäden zu beheben, hinterlässt Spuren (vgl. Rosol 2006, 261). Gleichzeitig kann es zu Anfeindungen aus der Nachbarschaft kommen. Eine plurale Gesellschaft, die es auch aushält, wenn sich ihre Mitglieder an manchen Orten kulturell fremd vorfinden, ist noch lange nicht überall vorhanden (vgl. Nouripour 2007, 81). Zugleich besteht durch allzu strikte territoriale Begrenzung des Projektgebiets die Gefahr der Produktion marginalisierter und stigmatisierter „Inseln“, die zwar auch „Oasen“ im positiven Sinn sein können, aber die Wahrnehmung fließender Übergänge von Integrationsprozessen vermindern oder sogar ganz ausblenden (vgl. Petendra 2004, 117-118).

7.2.2. Schwierigkeiten im Umgang mit Ämtern und Kommunen

Das in westlichen Kulturen vorherrschende Naturverständnis, das in Verbindung mit bestimmten sozialen, politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen entstand und sich durch Kolonialisierung und Globalisierung über viele Teile der Erde ausbreitete, trug zu einer *Entfremdung der Menschen von einem aktiven Umgang mit Natur* bei. Es ist ein Naturverständnis, das die Natur als Ressource durch aufkommende Massenproduktionen und Industrialisierung instrumentalisiert, und andererseits eine *unantastbare Natur* fordert, die vor den Menschen geschützt werden soll (vgl. Taborsky 2008, 21). Zwar stehen Ämter und Kommunen

stehen interkulturellen Gärten häufig wohlwollend gegenüber, da sie sich positive Effekte für den Stadtteil erhoffen. Doch die soeben beschriebene ambivalente Haltung gegenüber der Natur zeigt sich oft konfliktreich und belehrend in ihrer Haltung gegenüber Menschen, die sich mit Subsistenzwirtschaft beschäftigen.

Der Garten stellt aus ihrer Sicht nicht nur gehegte und geordnete Natur, sondern auch eine eingesperrte und beobachtete Welt dar, ein Weg zum *Exotischen*, das hier sein Bedrohliches verlieren muss (vgl. Seelßen 2007). Wenn der interkulturelle Garten zum *Biotop* wird, das sich wie ein fremder Kontinent enzyklopädiert, muss der „Kolonialist“ seine Missetat nicht verstehen, sondern „erklärt das ausgebeutete Land zum *Kunstwerk*“ (vgl. Seelßen 2007).

„*Subsistenz* im 21. Jahrhundert ist – zumal in der Stadt – nur noch über Geld vermittelt möglich“ (Müller 2009, 5). Sie muss von den Kommunen ernst genommen und gefördert werden, indem den BürgerInnen die notwendigen Geldmittel zur Verfügung gestellt werden, um den öffentlichen Raum vor der rein marktorientierten Logik zu schützen (vgl. ebd.).

Selbstverständlich bestehen auch weitere Interessenkonflikte zwischen gärtnerisch Engagierten und Verwaltung: In Anbetracht massiver Kürzungen geht es Kommunen oft mehr um die eigene Entlastung und die Abgabe von Pflegearbeiten. GemeinschaftsgärtnerInnen streben aber (auch in interkulturellen Gärten) die selbstbestimmte Nutzung und Gestaltung der Flächen an, zu der auch Entscheidungsmacht gehört. (Rosol 2006, 271).

Die *Eigenständigkeit der GärtnerInnen* wird auch in Frage gestellt, wenn etwa ein Stadtgartendirektor, der die Gemeinschaftsgärten auf einer Dienstreise kennenlernte, wohlmeinend eine Planerin beauftragt, den gesamten Garten bis ins letzte Detail, inklusive Hängematte zwischen den Bäumen durchzuplanen und zusätzlich 1000 Jungpflanzen vorziehen lässt (vgl. Böhme 2009, 32).

Das positive Image interkultureller Gärten verleitet auch zur *Instrumentalisierung* von Projekten gegen den Wunsch der Beteiligten. Die Folge können auch öffentliche Reaktionen zum Zweck der Klarstellungen sein, wie die Ablehnung des sächsischen Integrationspreises durch den Verein Internationale Gärten Dresden am 12.11.2010 (vgl. Safa/Richter/Hoffmann 2010, 1). In diesem Fall protestierte der Verein gegen die unmenschlichen Bedingungen für Flüchtlinge und wollte nicht als „Feigenblatt“ für eine ansonsten als fremdenfeindlich und unsozial wahrgenommene Verwaltung dienen.

Gartenprojekte benötigen verlässliche Verträge mit längerfristiger Perspektive. Ein Status der „Zwischennutzung“ ist unbefriedigend, da Gärten von der *Kontinuität der Bearbeitung* einer Fläche leben. Ungewissheit über die Zukunft eines gärtnerischen Projektes wirkt demotivierend (vgl. Rosol 2006,257). Besonders auf Kinder kann das Ereignis der Zerstörung eines von

ihnen bearbeiteten Gartens traumatisch wirken (vgl. Meyer-Renschhausen 2004,71). Urbane Gärten beherbergen stets auch emotionale Werte, die vielfältige Beziehungen zum Wohnort entstehen lassen, und die nicht ohne Weiteres austauschbar sind.

7.2.3. Konflikte mit Wirtschaftstreibenden

Interkulturelle Gärten können, wie bereits beschrieben, Wirtschaftstreibenden als Bedrohung oder Konkurrenz erscheinen, sie können aber auch als Motor für die Aufwertung von Wohnraum betrachtet werden. Das Wort „Revitalisierung“ verdeutlicht den Sinn der Strategie: ein Quartier soll insgesamt aufgewertet werden, nicht nur für die Bewohner, sondern vor allem auch für Investoren soll es attraktiver werden (vgl. Petendra 2004, 120). Im schlimmsten Fall leisten Gemeinschaftsgärten einen Beitrag zur Gentrifizierung von Stadtteilen und werden, nachdem sie ihre „Funktion“ erfüllt haben, ohne Rücksicht auf die sozialen Auswirkungen, durch bauliche Tätigkeit verdrängt. Besonders zynisch erlebten dies die Nutzer eines Community Gardens in New York: „Nach ihrer brutalen Verwüstung standen die Grundstücke der vier *Five Star Gardens* zum Hohn der Anwohner erst einmal knapp zwei Jahre lang leer. Und verwandelten sich wieder in die Müllplätze, die sie waren.“ (Meyer-Renschhausen 2004, 71). Im Widerstand gegen diese kompromisslose Haltung gewinnorientierter Investoren formierte sich eine Protestbewegung, die mit vielfältigen kreativen Mitteln regelmäßig auf sich aufmerksam macht (vgl. Böhme 2009, 69). Wie in den USA, beteiligen sich auch in Berlin (und anderen Städten) Musiker, Künstler und Intellektuelle aus politischen und ethischen Motiven, an der Unterstützung der machtlosen GärtnerInnen. Ihr Ziel ist eine grundlegende Neuorientierung der Wirtschaft nach (global geltenden) Regeln sozialer und ökologischer Fairness (vgl. Müller 2009, 2).

Nachhaltige Stadtentwicklung, die auch im Interesse des Marktes und der Wirtschaft sein muss, findet nur statt, wenn möglichst viele Bewohner über Lebensqualität verfügen, welche ihnen einen optimistischen Blick ins Leben ermöglicht. Aus dieser Sicht müssten auch Investoren Interesse an der Erhaltung gemeinschaftlicher Gartenprojekte, speziell an interkulturellen Gärten, haben.

7.3. Nachhaltigkeitsprobleme interkultureller Gartenprojekte

Die Nachhaltigkeit interkultureller Gärten hängt wesentlich mit ihrer Entstehungsgeschichte und mit der damit verbundenen *Motivation* zusammen. „Unabhängig von Konzepten Sozialer Arbeit ist es für den Erfolg von Aktionen von Vorteil, wenn die Pläne für Aktivitäten aus den lokalen Bedingungen, den Ressourcen, Bedürfnissen und Wünschen der lokalen Bevölkerung

entwickelt werden. Zustimmung fördert die Übernahme von Verantwortung“ (Böhme 2009, 67)“. Doch nicht nur Zustimmung, auch *Beteiligung* begünstigt den langfristigen Erfolg eines solchen Projekts. Wird von vornherein ein interkultureller Garten als ein *für andere* geplantes und durchgeführtes Projekt eingerichtet, indem die TeilnehmerInnen als *Nutzer* bezeichnet werden, behindert dies die Identifikation mit der organisatorischen Ebene und infolge dessen sowohl das eigene Engagement als auch die Übernahme von Verantwortung (vgl. Rosol 2006, 199).

Für die Erhaltung von Gemeinschaftsgärten in Stadtteilen, die als „soziale Brennpunkte“ („*high risk areas*“) bezeichnet werden, ist es wichtig, Steuerungsprozesse („*governance mechanisms*“) so zu planen, dass sich die Beteiligten als Eigentümer empfinden: „... we engaged the community and the gardens are still there. They haven't been destroyed, because the community owns them“ (Lawson 2009, 29).

Es ist nicht zu unterschätzen, wie viel Arbeit der Aufbau eines Gartens beinhaltet und wie hoch die Investitionskosten für Zaunbau, Bodenvorbereitung, Wasser- und Stromanschlüsse, Werkzeuganschaffung, Saatgut und Pflanzen für die Erstanlage sind. Umso unrealistischer ist es, zu erwarten, dass Menschen sich auf ein solches Projekt einlassen, wenn sie keine *langfristigen Pachtverträge* für die Nutzung des Grundstücks erhalten (vgl. ebd., 25). Finanzielle Unterstützung durch Förderprogramme ist hilfreich für die Anfangsphase, erfordert jedoch besondere Kenntnisse von der Antragstellung bis zur Abwicklung des Controllings, die bei MigrantInnen selten vorhanden sind. Die dauerhafte *Abhängigkeit von Spenden und Förderungen* wird von den GärtnerInnen oft als belastend erlebt, und kann nicht empfohlen werden.

Eine Regelung zur Ausgewogenheit der Nationalitäten in den Gärten, wie sie in der Satzung der „internationalen Gärten Göttingen“ festgelegt ist, macht Sinn, solange sie nicht aufgrund offensichtlicher Widersprüche mit dem Gerechtigkeitsgefühl der TeilnehmerInnen in Konflikt gerät (vgl. Peter 2005, 82). Das *Aushandeln von Regeln* sollte ein Prozess sein, der im Konsens mit allen GärtnerInnen erarbeitet und nicht von wenigen kompromisslos durchgezogen wird.

Um ein interkulturelles Gartenprojekt aufzubauen, muss man etwas wagen. Geschützte, aber auch motivierend-fordernde Rahmenbedingungen werden dabei benötigt, um individuelles *Empowerment* mit seinen je nach persönlicher Erfahrung und Situierung verschiedenen Gesichtern zu ermöglichen (vgl. Werner 2008, 4).

Aufgrund der unterschiedlichen durchführenden Personen und der lokalen Verhältnisse zeigen sich häufig Abweichungen zur Konzeption, da die durchführenden Personen verschiedene Ansichten und Wahrnehmungen bezüglich der Zuwanderung und Integration haben und ihre

eigenen Ideologien als handelnde Individuen verfolgen. So kann die Realität jenseits von Konzepten in jedem einzelnen Projekt beobachtet werden (vgl. Petendra 2004, 59). Zur Mitarbeit in einem Gemeinschaftsgarten gehört aber auch eine gewisse *Frustrationstoleranz*. So können Diebstahl und Zerstörungen zwar durch bestimmte Maßnahmen (insbesondere *Öffentlichkeitsarbeit* und ein guter *Kontakt zur Nachbarschaft*) verringert werden, sind aber nicht ganz zu vermeiden (vgl. Rosol 2006, 262). Die Nachhaltigkeit interkultureller Gärten hängt von den individuellen Voraussetzungen der InitiatorInnen und TeilnehmerInnen mindestens genauso ab, wie von der durchdachten Konzeption des Projekts. Vieles lässt sich nicht planen, kann aber zu ungeahnten Konflikten führen. Auch das Wissen um mögliche Schadstoffbelastungen im Boden durch giftige Wandfarben im Bauschutt sollte von Anfang an allen TeilnehmerInnen vermittelt werden, um die unangenehmen Folgen zu vermeiden. Nur Zierpflanzen und Bäume können fast bedenkenlos auch in belastete Erde gepflanzt werden (vgl. Meyer-Renschhausen 2004, 21). Das „organoponische Anbauverfahren“ der Kubaner kann unabhängig von der Bodenqualität und zusätzlich als *mobiles Projekt* eingerichtet werden, was flexible Flächennutzung ermöglicht, muss aber als relativ aufwändig eingestuft werden (vgl. Rößler 2010, 92).

Auch die Gefahr der Gentrifikation mit ihren Auswirkungen auf die Bevölkerung betroffener Stadtteile durch höhere Mieten und steigende Grundstückspreise für die Nachhaltigkeit von Gemeinschaftsgärten wurde bereits erwähnt. Interkulturelle Gartenprojekte bedürfen also sowohl besonderer Förderung und Unterstützung bei der Gründung als auch langfristiger Zugeständnisse von Seiten der Grundbesitzer bzw. der Kommunen, um nachhaltig existenzfähig und integrativ wirksam zu sein.

8. Lösungsansätze

Hilfreiche Ansätze für den nachhaltigen Erfolg interkultureller Gartenprojekte können in den *Bauprinzipien für langlebige Allmende-Institutionen* der amerikanischen Wirtschaftswissenschaftlerin Elinor Ostrom gefunden werden. Sie schlägt klare Richtlinien vor, die das Mitbestimmungsrecht, Konfliktlösungsmechanismen, die Schaffung von Regeln mit Überwachung und abgestuften Sanktionen sowie die Definition der Grenzen und die Anerkennung von außen beinhalten (vgl. Taborsky 2008, 70-71). Auf einer solchen Basis können Gemeinschaftsgärten funktionieren. Ein Modell für die Form interkultureller Auseinandersetzungen könnte die *Diskursethik* sein. Herrschaftsausübung ist hier untersagt, denn jeder hat die gleiche Stimme und gleiches Rederecht, jeder kann alle ihm relevant erscheinenden Gesichts-

punkte einbringen, und es zählt allein die Kraft des besseren Arguments (vgl. Nummer-Winkler 1994, 102). „Wenn man von Leuten erwartet, dass sie sich engagieren, dann man muss man ihnen auch den Gestaltungsraum geben“ (Rosol 2006, 268).

Interkulturelle Gärten, in denen der Dominanz einer bestimmten Gruppe entgegengewirkt werden soll, durch die sich andere möglicherweise unwohl fühlen, können zusätzlich durch gezielte Bemühungen, *verschiedene Migrantengruppen anzusprechen*, die Bildung von geschlossenen Gesellschaften verhindern, und dadurch dem Ziel gelingender Integration näher kommen (Wildemann 2008, 110). Nicht das Verstehen des Andersseins der anderen Kultur ist erforderlich, sondern das *Herausfinden der Grenzen des Miteinanderseins*, sich an diese heranzutasten und sie zu akzeptieren (vgl. Tijitra/Thomas 2006, 251). Begegnung, auch wenn sie geplant und arrangiert ist, findet nur statt, wenn sie ein *Überraschungsmoment* enthält (vgl. Müller 2006b, 407).

Die Forschung sollte sich dabei eng *an der Praxis orientieren*, den Menschen vor Ort helfen und aus ihren Erfahrungen lernen. So können alle davon profitieren (Westphal 2009, 33). Eine *Differenzierung der Bewohner mit den unterschiedlichen Lebenslagen* und Lebensstilen von Migranten innerhalb eines Gebietes ist unerlässlich für den Erfolg von Projekten (vgl. Petendra 2004, 101).

Aber auch „*die Deutschen*“ in den Gärten und deren Nachbarschaften sollten in die Forschung mit einbezogen werden. Es scheint, als wären sie Menschen, die *entscheidende Erfahrungen des kulturellen und sozialen Verlustes mit den Migrantinnen teilen* (vgl. Peter 2005, 102). Um authentisch zu sein, muss weniger die Herkunft als die Zukunft befördert werden: Ohne Festlegung auf Formen, Traditionen, Kulturen können die Gärten dann Orte des guten Lebens in *gemeinsamer Fremde* werden (Taborsky 2008, 3).

Interkulturelle Gärten können und sollen Lebensfreude vermitteln und Lernorte sein, an denen vor allem Kinder Fragen stellen dürfen und viele Antworten erhalten (vgl. Stienen 1994, 78). Nach dem Vorbild der britischen Aktivspielplätze können Kinderspielplätze aus Naturmaterialien aufgebaut werden, bei denen Kinder mithelfen können und Kreativität gefördert wird (vgl. Böhme 2009, 69). Tauschbörsen für Pflanzen, Leihbüchereien, Fahrradwerkstätten, Flohmärkte und Babysitter-Börsen, Kochkurse und Selbsthilfegruppen können sich im Umfeld interkultureller Gärten bilden, wenn dies angeregt und zugelassen wird.

Durch *öffentliche Gartenfeste* kann es gelingen, bessere Kontakte mit der Nachbarschaft zu knüpfen, die Akzeptanz des Projekts zu verbessern und die GärtnerInnen mehr miteinander zu verbinden (vgl. Wildemann 2008, 115).

Hilfreich für die Lösung vieler Schwierigkeiten sowohl im Entstehungsprozess wie auch im weiteren Entwicklungsverlauf interkultureller Gärten ist die bereits erwähnte „Stiftung Interkultur“ mit ihren Angeboten zur *Vermittlung, Vernetzung, Weiterbildung und Beratung*. Durch den Dialog mit ähnlichen Projekten können Erfahrungen aus der Praxis weitergegeben werden und Problemlösungen durch entlastende Gruppengespräche gefunden werden. Praktische Anleitungen helfen, auch unerwartete Schwierigkeiten zu überwinden. Ausflüge zur Besichtigung anderer Gartenprojekte können darüberhinaus für die GärtnerInnen neuartige, anregende Erfahrungen sein, die ihr Selbstbewusstsein und die Gemeinschaft stärken. Die Zusammenarbeit mit ansässigen Landschaftsplanern, Künstlern, lokalen Wirtschaftsunternehmen und öffentlichen Einrichtungen ist für die dauerhafte Akzeptanz und integrative Wirkung interkultureller Gartenprojekte sehr zu empfehlen, da sie die Kommunikation vor Ort fördert, neue berufliche sowie private Verbindungen ermöglicht und positive Öffentlichkeitswirkung schafft (vgl. Francis 2009, 31).

9. Fazit

Interkulturelle Gärten bieten sich als Übungsfeld für Integrationsprozesse im urbanen Raum mit vielfältiger Wirkung und metaphorischen Deutungsmöglichkeiten an. Gemeinsame Lösungsversuche für die eng zusammenhängenden sozialen und ökologischen Probleme unserer Gesellschaft scheinen viel zu versprechen (vgl. Taborsky 2008, 49).

Umweltschutz erweist sich als mögliche Brücke zwischen Kulturen und Religionen, aber auch diese können unter bestimmten Umständen gemeinsame Interessen in den Vordergrund stellen. (vgl. Nökel 2006, 19). *Natur*, als Grundlage und Ergebnis kulturellen Selbstverständnisses und gesellschaftlicher Handlungsorganisation, spiegelt mehr oder weniger gebrochen gesellschaftliche Praxis wider (vgl. Taborsky 2008, 39). Durch Metaphern und Symbolen kann sie dazu beitragen, gemeinsame Wurzeln von Kulturen und Religionen aufzudecken.

Während ausländische „Mit-Bürger“ in der Öffentlichkeit und im wissenschaftlichen Diskurs zumeist als Objekte inländischer Politik und Interessen wahrgenommen werden, sind Ansätze, die Migranten als „aktive BürgerInnen“ und gestaltende Subjekte der Aufnahme-Gesellschaft begreifen, eher selten (vgl. Hunger 2002, 1). MigrantInnen, welche *Teil der Lösung* sein könnten, sehen sich dann einer Haltung gegenüber, welche *Ablehnung, Demütigung*, im besten Fall *Gönnerhaftigkeit* ausdrückt (vgl. Taborsky 2008, 95). Projektträger, die nur wenig differenzieren, stellen Migranten pauschalisiert dar: Frauen generell als Opfer, Jugendliche als perspektivlos und kriminell. Männer zählen in kaum einem Projekt zur Zielgruppe, und „Aufsteiger“ oder „Integrierte“ werden selten erwähnt (vgl. Petendra 2004, 127).

Interkulturelle Erfahrungen können aber nur „gemacht“ werden als Arbeit der Auseinandersetzung mit irritierenden, nicht determinierbaren Ereignissen - nur regulierbar im Sinne eines Bemühens um Verstehen und Verständigung im Modus einer *reversiblen, fehlerfreundlichen Haltung* (vgl. Eppenstein 2008, 147).

Während allmählich erkannt wird, dass interkulturelle Gärten nur mit Hilfe von Beteiligungsmöglichkeiten aller TeilnehmerInnen an der Projektentwicklung ehrenamtliches Engagement, *Empowerment* und damit verbundene Integrationsprozesse erzielen, haben sich auch „Deutsche“ mit ihrer Motivation, ihren Bedürfnissen und Erwartungen an die Garten-Projekte auseinanderzusetzen.

Multikulturalismus droht sonst zu einer verleugneten, auf den Kopf gestellten Form von Rassismus auf Distanz zu werden (vgl. Demorgon/Kordes 2006, 27).

Die *therapeutischen Aspekte* der Gärten können durchaus für alle Beteiligten heilende Wirkung entfalten. „Der Umgang mit der angesammelten Trauer zu vieler Abschiede ist ein wesentlicher Teil des Erbes der globalen Nomaden“ (Peter 2005, 102).

Zugleich beeinflusst die psychosoziale Verarbeitung der Trennung von Herkunftsland oder -familie die sozialen und psychischen Kompetenzen adoleszenter *Ablösungsprozesse von Kindern* (vgl. King 2006, 143).

Interkulturelle Gärten können als *Schutzräume vor Gewalt* und unkontrollierbaren Abläufen dem Sicherheitsaspekt als vertrautes und sicheres Umfeld für traumatisierte Flüchtlinge gerecht werden (vgl. Brenner 2008, 144). Sie bieten die Gelegenheit, Grenzen, Wachstum, Hoffnung und andere Themen in der Arbeit mit Erde und Pflanzen sichtbar zu machen (vgl. Neuberger 2004, 96).

So kann *Heimat* als nicht nur eine territoriale, an eine bestimmte Landschaft gebundene Größe in der Mischung von Fremdem und Eigenem neu entwickelt werden und das Wiedererkennen des *Eigenen* im vermeintlich *Fremden* gelingen (vgl. Benzler 2002, 318). Dabei wird erkennbar, dass Naturverlust gleichzeitig immer Kulturverlust ist (vgl. Weber 2011, 245) Denn erst das Erleben der lebenden Räume der Natur ermöglicht es, den eigenen „Weltinnenraum“ zu ermessen (vgl. ebd., 244). Dieser neuen *Enteignung der Menschen von ihren Körpern* ist etwas entgegenzusetzen (vgl. Meyer-Renschhausen 2004, 100).

Dies kann aber nur im Verzicht auf absolute Kontrolle, als lebendige Interaktion zwischen dem Garten und der Nachbarschaft, als offener Prozess gelingen, (vgl. Müller 2011, 38).

Die Auflösung des monolithischer Einstellungen (im Sinne Dan Bar-Ons) braucht eine ermutigende Umgebung, wo sich Dialoge entwickeln können und ein Umfeld, das die verschiedenen Aspekte der Auflösung prüft, ohne zu viel Widerstand und Angst zu erzeugen (vgl. Peter

2005, 35). Denn selbst unter der universalistischen Annahme einer interkulturellen Gültigkeit, gibt es Dissens in der Frage, ob und unter welchen Bedingungen Ausnahmen als rechtfertigbar gelten können (vgl. Nummer-Winkler 1994, 84). „Dieser Prozess des Aushandelns kann zu einem vertieften Verständnis der Kulturen beitragen und helfen, Vorurteile und Ängste, die durch das Vorhandensein verschiedener Identitäten entstanden sind, abzubauen“ (Schrack 2009, 33). Die in der Verfassung verbürgte Freiheit des Individuums gekoppelt an soziale Verpflichtung ist das Angebot, das die deutsche Demokratie besonders auch Einwanderern aus anderen Kulturen machen kann (vgl. Kelek 2006, 276-277) Interkulturelle Gärten als „lernende Organisation“ bieten einen ausgezeichneten Rahmen für das Ziel, vorhandene Ressourcen zu erkennen und zu nutzen, und weisen neue Wege für selbst bestimmte Formen der Integration und Partizipation am gesellschaftlichen Wandel dieses Landes hin zu einer modernen Migrationsgesellschaft (vgl. Müller 2004, 115).

Die vorliegende Arbeit ist ein Versuch, diesen Weg ebnen zu helfen.



Literatur

- American Community Gardening Association (ACGA) (2009): The Case for a Community Greening**, in *Community Greening Review Volume 13, Research Agenda*, Kristin Faurest, Ph.D, editor,
<http://lda.ucdavis.edu/people/websites/francis/Community%20Greening%20Review%202009.pdf>
 letzter Abruf 20.12.2011.
- Avantario, Vito (2006): Jennifer Jaa-Akoto Kieck 19 Jahre, Abiturientin und Musikerin aus Hamburg** in *Spohn, Cornelia (Hrsg.): Zweiheimisch – Bikulturell leben in Deutschland, Hamburg, edition Körber-Stiftung.*
- Badawia, Tarek (2006): Zweiheimisch, eine innovative Integrationsformel**, in *Spohn, Cornelia (Hrsg.): Zweiheimisch – Bikulturell leben in Deutschland, Hamburg, edition Körber-Stiftung.*
- Benzler, Susanne (2002): Sich selbst als andere verstehen. Internationale Gärten für Flüchtlinge und Einheimische** in: Bade/Oltmar (Hsg), „Zuwanderung und Integration in Niedersachsen seit dem zweiten Weltkrieg“ (S.307-319), Universitätsverlag Rasch, Osnabrück.
- Balci, Güner Yasemin (2008): Arabboy – Eine Jugend in Deutschland oder das kurze Leben des Rashid A.**, Frankfurt, Fischer.
- Böhme, Gertraut (2009): Wachsen am Garten Über die Möglichkeiten von Community Gardening in Wien am Beispiel des Nachbarschaftsgartens Heigerleinstraße**, Diplomarbeit zur Erlangung des Grades einer Magistra (FH) für sozialwissenschaftliche Berufe, Wien, Februar 2009.
- Böhmer, Maria(2006): Integrationspolitik aus bundespolitischer Sicht: Herausforderungen und Leitlinien**, in *Der Bürger im Staat*, 56. Jhg., Heft 4 2006: „Zuwanderung und Integration“, Hrsg. Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg,
http://www.buergerimstaat.de/4_06/integration.pdf letzter Abruf 20.12.2011.
- Brenner, Annelore (2008): Interkulturelle Gärten als Räume für Gesundheit – Beitrag der Gartentherapie für traumatisierte Flüchtlinge**, Koblenz, Master Thesis zur Erlangung des akademischen Grades einer Master of Science (M. Sc.) an der Universität Koblenz-Landau Fachbereich 3: Mathematik / Naturwissenschaften.
- Buttinger, Fabienne (2010): Ein Nachbarschaftsgarten für die BewohnerInnen der Otto-Loewi-Siedlung Wels, Wels**, Abschlussarbeit zum Universitätslehrgang Akademisch geprüfte Expertin für Gartentherapie an der Donau-Universität Krems.
- Callo, C./Hein, A./Plahl, C.(Hrsg.)(2004): Mensch und Garten – Ein Dialog zwischen Sozialer Arbeit und Gartenbau**, München, books on demand.
- Camilleri, Carmel (2006): Prinzipien einer interkulturellen Pädagogik**, in *Nicklas, Hans/Müller, Burkhard/ Kordes, Hagen (Hrsg.): Interkulturell denken und handeln – Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis*, Frankfurt, campus.
- Demorgon, Jacques/ Kordes, Hagen (2006): Multikultur, Transkultur, Leitkultur, Interkultur**, in *Nicklas, Hans/ Müller, Burkhard/ Kordes, Hagen (Hrsg.): Interkulturell denken und handeln – Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis*, Frankfurt, campus.

Eckholt, Margit (2004): *Unterwegs nach Eden – eine kleine Motivgeschichte des Gartens aus theologischer Perspektive*, in *Callo, C./Hein, A./Plahl, C. (Hrsg.): Mensch und Garten – Ein Dialog zwischen Sozialer Arbeit und Gartenbau*, München, books on demand.

Eder, Klaus (2006): *Ethnien, Nationen, Zivilisationen, Interkulturalität*, in *Nicklas, Hans/Müller, Burkhard/ Kordes, Hagen (Hrsg.): Interkulturell denken und handeln – Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis*, Frankfurt, campus.

Eppenstein, Thomas/ Kiesel, Doron (2008): *Soziale Arbeit interkulturell*, Stuttgart, Verlag W.Kohlhammer.

Esser, Hartmut (2001): *Integration und ethnische Schichtung* - Zusammenfassung einer Studie für das „Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung“, **Mannheim**, www.fes-online-akademie.de letzter Abruf: 21.11.2011.

Finkelstein, Kerstin E. (2006): *Eingewandert – Deutschlands „Parallelgesellschaften“*, Berlin, Christoph Links Verlag.

Flehsig, Karlheinz (1999): *Methoden interkulturellen Trainings – Ein neues Verständnis von „Kultur“ und „interkulturell“*, in *Gemende, Marion/ Schröer, Wolfgang/ Sting, Stephan (Hrsg.): Zwischen den Kulturen – Pädagogische und sozialpädagogische Zugänge zur Interkulturalität*, Weinheim/München, juvena.

Forst, Rainer (2008): *Die Ambivalenz der Toleranz - Vom schwierigen Balanceakt zwischen Gleichheit und Differenz*, in: *Forschung Frankfurt 1/2008*
http://www.forschung-frankfurt.uni-frankfurt.de/dok/2008/2008-01/Die_Ambivalenz.pdf letzter Abruf: 22.11.2011.

Francis, Mark (2009): Beitrag o.T. in *Community Greening Review, Volume 13, The Case for a Community Greening Research Agenda, published by the American Community Gardening Association (ACGA)*.

Forudastan, Ferdos (2006): *Amra Rovcanin 17 Jahre, Realschülerin aus Oberhausen in Spohn, Cornelia (Hrsg.): Zweiheimisch – Bikulturell leben in Deutschland*, Hamburg, edition Körber-Stiftung.

Gaitanides, Stefan (2007): *Partizipation und Integration - die Bedeutung von Migranten-Selbst-Organisationen (MSO) für Integrationsprozesse*, Frankfurt.
http://www.fb4.fh-frankfurt.de/whoiswho/gaitanides/migranten_selbst_organisationen.pdf
Letzter Abruf: 21.11.2011.

Gasch, Heidemarie (2008): *Die Entstehung des Interkulturellen Gartens Freising*, Diplomarbeit, Weihenstephan /Fakultät Gartenbau und Lebensmitteltechnologie.

Gemende, Marion/ Schröer, Wolfgang/ Sting, Stephan, Hrsg. (1999): *Zwischen den Kulturen – Pädagogische und sozialpädagogische Zugänge zur Interkulturalität*, Weinheim/München, juvena.

Helphand, Kenneth (2009): Beitrag o.T. in *Community Greening Review, Volume 13, The Case for a Community Greening Research Agenda, published by the American Community Gardening Association (ACGA)*.

Henry-Huthmacher, Christine (2008): Nachwort in *Kleiweg, Margalith: Schaut endlich hin! – Wie Gewalt entsteht – Bericht aus der Welt junger Immigranten*, übers. R.Still, Freiburg, Herder (Orig. Amsterdam 2005, Atlas/Plataan).

Hoffmann, Johannes, Hrsg. (1994): Universale Menschenrechte im Widerspruch der Kulturen, Band II, Frankfurt Verlag für interkulturelle Kommunikation.

Hori, Iku (2004): Der Stein als Metapher des Lebens - die japanische Naturanschauung in der Gartenkunst, in *Callo, C./Hein, A./Plahl, C. (Hrsg.): Mensch und Garten – Ein Dialog zwischen Sozialer Arbeit und Gartenbau*, München, books on demand.

Hunger, Uwe (2002): Von der Betreuung zur Eigenverantwortung – Neue Entwicklungstendenzen bei Migrantenvereinen in Deutschland, Münster 2002, Münsteraner Diskussionspapiere zum Non-profit-Sektor

Jakosch, Sabine (2009): Beitrag in *Sustainable Austria Nr. 46 – März 2009* (Hrsg. Neuner, Angelika): *Interkulturelle Gemeinschaftsgärten*

Kälber, Daniela (2011): Urbane Landwirtschaft als postfossile Strategie. Agricultura urbana in Kuba, in *Müller, Christa (Hrsg.): Urban Gardening – Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt*, München 2011, ökom.

Kelek, Necla (2006): Die fremde Braut – Ein Bericht aus dem Inneren des türkischen Lebens in Deutschland, 5.Aufl., München, goldmann.

King, Vera (2006): Weibliche Adoleszent und Migration – Bildungs- und Entwicklungsprozesse junger Frauen, in *Nicklas, Hans/ Müller, Burkhard/ Kordes, Hagen (Hrsg.): Interkulturell denken und handeln – Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis*, Frankfurt, campus.

Kleiweg, Margalith (2008): Schaut endlich hin! – Wie Gewalt entsteht – Bericht aus der Welt junger Immigranten, übers. R.Still, Freiburg, Herder (Orig Amsterdam 2005, Atlas/Plataan).

Kiyak, Mely (2006): Beitrag in *Spohn, Cornelia (Hrsg.): Zweiheimisch – Bikulturell leben in Deutschland*, Hamburg, edition Körber-Stiftung.

Kordes, Hagen/ Nicklas, Hans (2006): Der interkulturelle Blick als Perspektivenumkehrung, in *Nicklas, Hans/ Müller, Burkhard/ Kordes, Hagen (Hrsg.): Interkulturell denken und handeln – Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis*, Frankfurt, campus.

Kordes, Hagen/ Müller, Burkhard/ Nicklas, Hans (2006): Interkultureller Wandel – Probleme, Handlungsfelder, Methoden (Einleitung), in *Nicklas, Hans/ Müller, Burkhard/ Kordes, Hagen (Hrsg.): Interkulturell denken und handeln – Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis*, Frankfurt, campus.

Krasny, Marianne (2009): Kids jump into Community Gardening, p.50-60 in *Community Greening Review, Volume 13, The Case for a Community Greening Research Agenda*, published by the American Community Gardening Association (ACGA).

Krumbiegel, Sebastian (Hrsg.) (2005): Hoffnung säen – Lebensgeschichten von Flüchtlingen, Hamburg, edition Körber Stiftung.

Lawson, Laura (2009): Beitrag O.T. in *Community Greening Review 2009, Volume 13, The Case for a Community Greening Research Agenda*, published by the American Community Gardening Association (ACGA).

Liebe, Frank (2006): *Mediation im Politischen Feld*, in *Nicklas, Hans/ Müller, Burkhard/ Kordes, Hagen (Hrsg.): Interkulturell denken und handeln – Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis, Frankfurt, campus.*

Lipiansky, Edmund Marc (2006): *Die Komplexität der Vorstellung vom Anderen*, in *Nicklas, Hans/ Müller, Burkhard/ Kordes, Hagen (Hrsg.): Interkulturell denken und handeln – Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis, Frankfurt 2006, campus*

Mayer-Tasch, Peter Cornelius (2004): *Der Garten – Lebensraum des Menschen*, in *Callo, C./Hein, A./Plahl, C. (Hrsg.): Mensch und Garten – Ein Dialog zwischen Sozialer Arbeit und Gartenbau, München, books on demand.*

Meyer-Renschhausen, Elisabeth (2004): *Unter dem Müll der Acker – Community Gardens in New York City*, Köln, Ulrike Helmer Verlag.

Moser, Christiane (2009): *Entlastung für die Seele*, in *Sustainable Austria Nr. 46 – März 2009 (Hrsg. Neuner, Angelika): Interkulturelle Gemeinschaftsgärten.*

Müller, Burkhard (2006a): *Zur Rolle von Evaluation und Praxisforschung*, in *Nicklas, Hans/ Müller, Burkhard/ Kordes, Hagen (Hrsg.): Interkulturell denken und handeln – Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis, Frankfurt, campus.*

Müller, Burkhard (2006b): *Experimentelle Pädagogik interkultureller Begegnungen*, in *Nicklas, Hans/ Müller, Burkhard/ Kordes, Hagen (Hrsg.): Interkulturell denken und handeln – Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis, Frankfurt, campus.*

Müller, Christa (2002): *Wurzeln schlagen in der Fremde – Die internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse*, München, ökom.

Müller, Christa (2004): *Interkulturelle Gärten und ihre Bedeutung für neuere Ansätze in der Sozialen Arbeit*, in *Callo, C./Hein, A./Plahl, C. (Hrsg.): Mensch und Garten – Ein Dialog zwischen Sozialer Arbeit und Gartenbau, München, books on demand.*

Müller, Christa/ Werner, Karin (2006): *Von der Kultur zur Interkultur – Begriffliche Grundlagen der modernen Migrationsgesellschaft*, München, Skripte zu Migration und Nachhaltigkeit Nr. 4, Stiftung Interkultur.

Müller, Christa (2009): *Zur Bedeutung von Interkulturellen Gärten für eine nachhaltige Stadtentwicklung* erschienen in: *Gstach, D./Hubenthal, H./Spitthöver, M., Hrsg.: „Gärten als Alltagskultur im internationalen Vergleich“*, S. 119-134, **Kassel**, Arbeitsberichte des Fachbereichs Architektur Stadtplanung Landschaftsplanung, Heft 169, Universität Kassel.

Müller, Christa, Hrsg. (2011): *Urban Gardening – Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt*, München, ökom.

Müller, Christa (2011): *Urban Gardening. Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation*, in *Müller, Christa (Hrsg.): Urban Gardening – Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt, München, ökom.*

Neff, Hanna (2009): *Gemeinschaftsgärten als Zugang zu einer sozialräumlichen Gesundheitsförderung*, **Hildesheim**, Bachelorthesis zur Erlangung des akademischen Grades Bachelor of Arts im Fach Soziale Arbeit.

Nelson, Connie (2009): Beitrag O.T. in *Community Greening Review, Volume 13, The Case for a Community Greening Research Agenda, published by the American Community Gardening Association (ACGA).*

Nestmann, Frank (1999): Psychische Störungen in der Migration und interkulturelle Beratung, in *Gemende, Marion/ Schröer, Wolfgang/ Sting, Stephan (Hrsg.): Zwischen den Kulturen – Pädagogische und sozialpädagogische Zugänge zur Interkulturalität, Weinheim/München, juvena.*

Neuberger, Konrad (2004): Geschichte der Gartentherapie, in *Callo, C./Hein, A./Plahl, C. (Hrsg.): Mensch und Garten – Ein Dialog zwischen Sozialer Arbeit und Gartenbau, München, books on demand.*

Neuner, Angelika, Hrsg. (2009): Interkulturelle Gemeinschaftsgärten in Sustainable Austria Nr. 46 März 2009, <http://www.nachhaltig.at/SusA46.pdf>, letzter Abruf 20.12.2011

Nicklas, Hans/ Müller, Burkhard/ Kordes, Hagen (Hrsg.) (2006): Interkulturell denken und handeln – Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis, Frankfurt, cam-pus.

Nicklas, Hans (2006a): Interaktion und Kommunikation in Plurikulturellen Gesellschaften, in *Nicklas, Hans/ Müller, Burkhard/ Kordes, Hagen (Hrsg.): Interkulturell denken und handeln – Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis, Frankfurt, campus.*

Nicklas, Hans (2006b): Ethnozentrismus, Xenophobie, Exotismus, in *Nicklas, Hans/ Müller, Burkhard/ Kordes, Hagen (Hrsg.): Interkulturell denken und handeln – Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis, Frankfurt, campus.*

Nicklas, Hans (2006c): Klammern kollektiver Identität – Zur Funktion von Vorurteilen, in *Nicklas, Hans/ Müller, Burkhard/ Kordes, Hagen (Hrsg.): Interkulturell denken und handeln – Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis, Frankfurt, campus.*

Nökel, Sigrid (2009): Islam, Umweltschutz und nachhaltiges Handeln Globale Diskurse und Akteure, München, Skripte zu Migration und Nachhaltigkeit Nr.7, Stiftung Inter-kultur.

Nosetti, Laura (2009): Interkulturelle Gärten (Broschüre)

http://www.suedost-ev.de/veroeffentlichungen/dok/laura_nosetti--Interkulturelle_Gaerten.pdf, letzter Abruf 20.12.2011.

Nouripour, Omid (2007): Mein Job, Meine Sprache, Mein Land – wie Integration gelingt, Freiburg, Herder.

Nummer-Winkler, Gertrud (1994): Moralischer Universalismus – kultureller Relativismus. Zum Problem der Menschenrechte, in *Hoffmann, Johannes (Hrsg.): Universale Menschenrechte im Widerspruch der Kulturen, Band II, Frankfurt, Verlag für interkulturelle Kommunikation.*

Petendra, Brigitte (2004): Integration von Migranten und Migrantinnen Eine Analyse sozialraumorientierter Projekte, Diplomarbeit (Technische Universität Darmstadt Fachbereich für Gesellschafts- und Geschichtswissenschaften Institut für Soziologie), *Gernheim Sic et Non. zeitschrift für philosophie und kultur. im netz. #8/2007*, http://www.sicetnon.org/content/soz/Petendra_Integration.pdf letzter Abruf 20.12.2011

Peter, Sabine (2005): „Schritte auf dem Weg zum Miteinander in der multikulturellen Gesellschaft – Interkulturelle Gärten – Eine psychologisch-dialogphilosophische Perspektive“, Stuttgart, ibidem-Verlag.

Plahl, Christine (2004): *Psychologie des Gartens – Anmerkungen zu einer natürlichen Beziehung*, in *Callo, C./Hein, A./Plahl, C. (Hrsg.): Mensch und Garten – Ein Dialog zwischen Sozialer Arbeit und Gartenbau, München, books on demand.*

Pürgy, Christina (2009): *Gemeinsam viel bewegen*, in *Sustainable Austria Nr. 46 – März 2009 (Hrsg. Neuner, Angelika): Interkulturelle Gemeinschaftsgärten.*

Rosol, Marit (2006): *Gemeinschaftsgärten in Berlin - Eine qualitative Untersuchung zu Potenzialen und Risiken bürgerschaftlichen Engagements im Grünflächenbereich vor dem Hintergrund des Wandels von Staat und Planung, Berlin*, Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades doctor rerum naturalium (Dr. rer. nat.) im Fach Geographie, Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät II der Humboldt-Universität zu Berlin.

Rößler, Georg (2010): *Das organoponische Anbauverfahren: Funktionsweise, Möglichkeiten, Probleme und Lösungen eines ökologischen Substratanbaus, Dresden*, Diplomarbeit zur Erlangung des akademischen Grades eines Diplomingenieurs (Dipl.-Ing. FH) im Studiengang Gartenbau.

Safa, Safi/Richter, Amina/Hoffmann, Mattes (2010): *Ablehnung des sächsischen Integrationspreises durch den Verein Internationale Gärten Dresden, Dresden, 11/2010*
http://www.gegen-ausgrenzung.de/bilder/Rede_Integrationspreis.pdf
 letzter Abruf 22.11.2011.

Schrack, Lisa (2009): *Integrationsarbeit im Interkulturellen Garten Fürth e. V. Darstellung der Integrationsmöglichkeiten im Interkulturellen Garten Fürth anhand von Integrationsthesen und Sponsoring als Weg der Vereinsfinanzierung mit Erstellung eines Sponsoringkonzepts, Regensburg*, Diplomarbeit an der Hochschule Regensburg Fachbereich Sozialwesen Studienschwerpunkt: Erwachsenenbildung.

Schubert, Sigrun (2005): *Die zweite Zuflucht: Von Leipzig nach Amerika* in *Krumbiegel, Sebastian (Hrsg): Hoffnung säen – Lebensgeschichten von Flüchtlingen, Hamburg, edition Körber Stiftung.*

Seeßlen, Georg (2007): *Rückzug ins Paradies – Der Garten als Ort der geschlossenen Welt – Notizen zu einer Ausstellung (Gärten - Ordnung, Inspiration, Glück im Kunstbau des Lenbachhauses München) aus „der Freitag“/ Kultur, Hamburg, 06.07.2007*
<http://www.freitag.de/2007/27-28/07281901.php> letzter Abruf 20.11.2011.

Siegle, Dorothea (2005): *Beitrag in Krumbiegel, Sebastian (Hrsg): Hoffnung säen – Lebensgeschichten von Flüchtlingen, Hamburg, edition Körber Stiftung.*

Sona, Zoe (2011): *Friede den Gurken*, in: „Jungle World“ Nr 39, 29.09.2011.
<http://jungle-world.com/artikel/2011/39/44041.html> letzter Abruf 20.11.2011.

Spohn, Cornelia, Hrsg. (2006): *Zweiheimisch – Bikulturell leben in Deutschland, Hamburg, edition Körber-Stiftung.*

Stienen, Inga (1994): *Leben zwischen zwei Welten – Türkische Frauen in Deutschland, Berlin, Quadriga Verlag.*

Taborsky, Ursula (2008): *Naturzugang als Teil des Guten Lebens – Die Bedeutung interkultureller Gärten in der Gegenwart, Frankfurt Peter Lang.*

Tijitra, Hora/ Thomas, Alexander: Interkulturelle Kompetenz und Synergieentwicklung (2006): in. *Nicklas, Hans/ Müller, Burkhard/ Kordes, Hagen (Hrsg.): Interkulturell denken und handeln – Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis, Frankfurt, campus.*

Taborsky, Ursula (2008): Naturzugang als Teil des Guten Lebens – Die Bedeutung interkultureller Gärten in der Gegenwart, Frankfurt Peter Lang.

Taborsky, Ursula (2009): Interkulturelle Lernorte, in *Sustainable Austria Nr. 46 – März 09 (Hrsg. Neuner, Angelika): Interkulturelle Gemeinschaftsgärten.*

Talay, Türkiz (2005): Warum ich nur Deutsche küsse in *Acevit, Aysegül/ Bingül, Birandung (Hrsg.): Jung, deutsch, türkisch – Geschichten aus Almanya, München, Knaur.*

Tijitra, Hora/ Thomas, Alexander: Interkulturelle Kompetenz und Synergieentwicklung (2006): in. *Nicklas, Hans/ Müller, Burkhard/ Kordes, Hagen (Hrsg.): Interkulturell denken und handeln – Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis, Frankfurt, campus.*

Tinnefeld, Marie-Theres (2004): Der Garten als privates Refugium. Menschenrechtliche Aspekte, in *Callo, C./Hein, A./Plahl, C. (Hrsg.): Mensch und Garten – Ein Dialog zwischen Sozialer Arbeit und Gartenbau, München, books on demand.*

Andreas Weber (2011): Der Garten als Lebenshaltung, in *Müller, Christa (Hrsg.): Urban Gardening – Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt, München, ökom.*

Werner, Karin (2008): Interkulturelle Gärten als Sozialräume der Mikro-Integration, München, Skripte zu Migration und Nachhaltigkeit Nr. 6, Stiftung Interkultur.

Westphal, Lynn (2009): Beitrag o.T. in *Community Greening Review 2009, Volume 13, The Case for a Community Greening Research Agenda, published by the American Community Gardening Association (ACGA), 1777 East Broad Street, Columbus, OH 43203, Kristin Faur-est, Ph.D, editor.*

Wildemann, Ingrid (2008): Transmigrantinnen mit grünem Daumen: Der Kulturgarten Hadern, Wissenschaftliche Arbeit zur Erlangung des Grades einer Diplom-Geographin, Ludwig-Maximilians-Universität, München.

Wittneben, Martina (2005): Mein Vater kam zum Sterben nach Deutschland, in *Krumbiegel, Sebastian (Hrsg.): Hoffnung säen – Lebensgeschichten von Flüchtlingen, Hamburg, edition Körber Stiftung.*

Wolf-Amanasreh, Rosi (2006): Diskriminierung in der Schule, in *Nicklas, Hans/ Müller, Burkhard/ Kordes, Hagen (Hrsg.): Interkulturell denken und handeln – Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis, Frankfurt 2006, campus.*



Die Grafik leaf.gif (GIF-Grafik) wurde der website der Hochschule Fulda entlehnt und wird ausdrücklich zu keinem anderen Zweck als für die geringfügige Illustration dieser Arbeit verwendet. http://www.fh-fulda.de/fileadmin/fh_startseite/graphics/leaf.gif Abruf 20.12.2011